

P. o.germ.

1918

8-1

P.o. germ. 1918 b-1

<36612204130015

<36612204130015

Bayer. Staatsbibliothek

P.O. gen. 1918 b-1

Männer und Frauen.

R

Männer und Frauen.

Novellen

von

Amely Bölte,

Verfasserin des Visiten-Buches eines deutschen Arztes.

Das Heiligste, die Pflicht, ist leider das,
Was wir am öftersten in uns bekämpfen,
Und meistens wider Willen thun.

Euphori.

Erster Band.

Deffau,

Druck und Verlag von Gebrüder Rapp.

1854.



Meiner Tante

Fanny Tarnow

in dankbarer Erinnerung

gewidmet.

Inhalt.

Der Herr Professor.

Der Vicar. 75^h

Die Ahnfrau.

Das verlorene Taschenbuch.

Der Herr Professor.

Die Julisonne brannte heiß. Die Wege waren ein Meer von Staub, die Fichten, die die Anhöhen bedeckten, warfen düstere Schatten in den lichten Tag hinein, und der blaue Himmel wölbte sich hoch über der reichen Saat, die sich vor jedem sanften Windessäufeln, wie Meereswogen, wiegte. Mühsam zogen ein paar erschöpfte Gäule einen Stuhlwagen eine Anhöhe hinauf. Auf der Spitze des Hügels wurde Halt gemacht, und der einzige Reisende, ein schlanker blonder Mann von bleichem Aussehn, erhob sich und richtete einen weiten Blick umher. Dort zu seinen Füßen lag Doberan und winkte ihm einladend ein Willkommen nach des Tages Hitze. Dort aber, in größerer Ferne, zeigte ein

blauer Lichtstreif ihm das Meer, in dessen kühlen Fluthen er Stärkung und Genesung finden sollte. Das übrige Bild der Gegend war nicht anmuthig. Die Vorzeit hatte diese Hügel mit keinen Denkmälern gekrönt, keine Raubritter hatten hier ihre Festen errichtet, kein Glaube des Mittelalters die Stätten gesucht, wohin er sich flüchte mit seinem Wissen und jenem Schmuck des Lebens, den die bildende Kunst gewährt. — Dede war es und einsam in dieser Landschaft, wo das fern tragendste Auge noch kaum ein Dorf entdeckte, und die bebauten Felder das Ansehen bekamen, als gehörten sie Niemand eigen, — als walte hier nur das freie Gedeihen der Natur, ohne die leitende Menschenhand. Der Reisende überdeckte die Augen, und schaute immer noch umher, als gälte es das ganze Bild dieser Gegend in sich aufzunehmen. Dann nahm er ermüdet seinen Platz wieder ein, unter dem kleinen Verdecke, das seinen Sitz überschattete, und lehnte sich in die Ecke desselben zurück, dem Kutscher mit einem „Nur zu!“ gebietend, ihn jetzt an das Ziel seiner Reise zu befördern. —

Die Glocke vom Logirhause läutete eben zum Mittagsmahle, als der Wagen langsam vor eine

Wohnung fuhr, wo man den Gast bereits erwartete. Herr Professor Schröter? fragte ein Mädchen, an den Wagen tretend; und erhielt eine bejahende Antwort zurück. Der Fremde wurde nun in sein Zimmer geführt, das zur ebenen Erde lag, eine Aussicht in den Garten bot und recht schattig und behaglich war. Ein Mittagsmahl wurde ihm aufgetragen, seine Bücher und Sachen gebracht, und bald fühlte er sich recht häuslich und heimisch eingerichtet. „Haben der Herr Professor noch etwas zu bestellen?“ fragte jetzt der Kutscher herein. „Ja wohl, Bährens!“ rief dieser zurück. „Warten Sie nur ein paar Augenblicke in der Küche, und ich bringe Ihnen gleich einen Brief an meine Frau hinaus.“

Der Professor suchte seine Schreibmaterialien hervor und begann:

„Theure Emma! Meine Reise ist glücklich überstanden, der Ort erreicht, der mir Genesung bringen soll, und mein Zimmer behaglich eingerichtet. Ich befinde mich so wohl hier, wie ich irgendwo auf der Erde, ohne Dich und unsere Kinder sein kann. Gottlob! Es sind ja nur vier Wochen, die mir der Arzt vorgeschrieben, und so ewig lang mir diese Zeit erscheint, wenn ich sie

jetzt nach meiner Sehnsucht messe, wieder bei Euch zu sein, so kurz wird sie mir einst erscheinen, wenn ich sie meinen Erinnerungen beigeselle, in deren freudigste Kategorie sie freilich nie gehören werden. — Halte nur ja Dein Versprechen und schreibe mir jeden dritten Tag, wie es Dir und unsern Kleinen geht. Und suche Dir auch kleine Zerstreuungen zu machen. Bleibe nicht immer zu Hause, weil ich Dir fehle. Du fühlst die Einsamkeit dann noch mehr. — Und nun, lebe wohl, meine theure Emma! Ich will noch zum Arzte gehen und alle Vorbereitungen zu meiner Kur treffen, damit morgen alles regelmäßig beginne. Nächstens hörst du die Details darüber. Bis dahin grüßt Dich mit ganzer Liebe

Dein

Eduard."

Er faltete das Schreiben zusammen, versiegelte es, schrieb darauf: „An die Frau Professorin Schröter, in Rostock,“ und übergab dasselbe, nebst vielen mündlichen Grüßen, dem harrenden Kutscher. — Dann trat er an das Fenster, lehnte die Stirne an die kalten Scheiben und blickte sinnend auf Blumen und Bäume, die, noch von der Schwüle

des Tages ermattet, die Blätter hängen ließen. „Das Leben, ein Traum;“ dachte er. „Wie bald habe ich ihn nun ausgeträumt! Die Sonne sinkt, es neigt sich der Tag, wird mir die Nacht Ruhe bringen und zugleich Vergessen? — Und meine Kinder? — Und Emma? — Scheide ich denn von ihnen ohne Bedauern? — Die Liebe, die mich einst, wie auf goldenen Schwingen, über die Erde trug, hat sie nichts übrig gelassen, als schwache Erinnerungen einst verlebter glücklicher Stunden? — Dieses tödtende Ennui, das mich verzehrt, — was ist es? Ist es Krankheit? — Ich glaube es; denn gehen nicht Andere denselben Pfad und klagen nicht, — sind nicht meine Collegen an denselben Stein geschmiedet, rollt nicht auch vor ihnen das Leben in täglich wiederholtem Einerlei sich ab, — ist auch ihre Häuslichkeit nicht ein Bild kleiner Sorgen, wo nichts mehr redet von dem Einklang zweier Seelen, und von dem Glücke, das der Sinn begehrt? Was könnte auch am Ende anders darin sein? — Ich wüßte es nicht zu sagen. — Darum bin ich krank und blicke mit umwölkttem Auge; — irgendwie aber muß Licht werden, das ist gewiß, und der Tag meiner Erlösung naht.“

Er knöpfte seinen Ueberrock zu und trat seinen Weg an.

Der Geheimrath Becker hörte dem Berichte seiner Leiden aufmerksam zu; freilich aber wurde ihm nur gebeichtet, was der physische Mensch litt, und nur diesem konnte er daher auch seine Hülfe versprechen. Auch rief er kein weiteres Vertrauen hervor, und wäre ihm dasselbe geworden, so hätte er wohl kaum gewußt, was damit beginnen, und wie Nutzen von demselben ziehen, zum Wohle seines Patienten; denn dieser enge Zusammenhang der Seelenzustände mit dem körperlichen Menschen, so bekannt der Theorie nach, wird noch nirgends gehührend in Berücksichtigung gezogen. Einen Arzt, der in die Seele blickt, findet man bis jetzt nur in einer Irrenanstalt, und in gewissem Sinne in dem katholischen Priester, wie er sein sollte.

Professor Schröter kehrte mit der Beruhigung heim, jetzt genau zu wissen, was er täglich und stündlich hier vorzunehmen hatte. Das Denken war ihm verboten, das Lesen nicht minder; denn beides vertrug sich nicht mit der Kur. Dem Tanze der Wellen sollte er zuschauen, mit weit geöffnetem Munde, und den feinen Salzstoff in seine innersten

Theile eindringen lassen. Ein dolce far niente Leben sollte er führen; — aber woher das dolce nehmen, ohne die halben Träume, die die Seele, die hofft, auch wachend einwiegt, und ihr den zauberischen Trug goldener Tage malt, die nimmer das wachende Auge sah, noch sehen wird.

Der Abend war so lau, es flüsterte so traulich in den Zweigen, daß der Professor meinte, dies könne die Nachtlust nicht sein, vor der der Arzt ihn gewarnt, und vor die Thüre hinausstrat. — Einmal im Freien, schritt er weiter und weiter, bis er den Camp erreichte, eine schattige Promenade inmitten des Ortes, die den Badegästen zu allen Tageszeiten vortrefflich zu statten kommt. — Auch jetzt noch war es hier nicht einsam und auch unter dem Schatten dieser dichtbelaubten Bäume richtete sich manches Auge fragend nach dem bleichen Fremden, den man sogleich als eine neue Erscheinung erkannte. Dieser aber wandelte still seines Weges, zählte mit dem Auge die Sterne des Himmels, ließ sein Ohr den flüsternden Stimmen in den hohen Linden, und sog mit wohlthätigem Behagen die laue Nachtlust ein, die ihn frischer und doch milder anzudehen schien, als er es bei sich

gewohnt war. Jetzt trat der Mond hervor und goß sein Zauberlicht über die schattigen Zweige. Zugleich klangen aus der Ferne die sanften Töne eines Waldhorns herüber. Der Professor lehnte sich an einen Baum, kreuzte die Arme, und überließ sich dem Eindruck seiner Sinne. So wenig achtete er dabei seiner Umgebung, daß er nicht bemerkte, wie nahe ihm eine Bank zu finden, die ihm eine bequeme Ruhestätte bot. Eben so wenig gewahrte er, daß diese jetzt von zwei Damen eingenommen wurde. Beide horchten eine Weile den immer mehr verschwimmenden Tönen des Waldhorns. Endlich schwieg dasselbe ganz. —

„Eine himmlische Nacht, liebe Baronin!“ begann die Ältere derselben, eine dunkle Brünnette, mit scharf markirten Zügen. „Wer da sagt, der Norden habe keine schönen Nächte, der irrt. Kein Klima der Welt könnte den heutigen Abend übertreffen!“

„Sie haben recht, es ist wunderschön. Dürfen wir aber so spät noch hier allein verweilen, Mariam?“

„Warum nicht, liebe Baronin? Es ist die Freiheit des Bades Lebens, die uns von dem unnützen

Zwang erlöst, den die menschliche Gesellschaft, zu ihrer eigenen Strafe, erfunden. Hier heißt es: „Erlaubt ist, was gefällt!“ und uns gefällt es, hier im Mondschein zu sitzen und zu prüfen, ob wir den Anstand damit nicht verletzen,“ setzte sie lachend hinzu.

„Der Mondschein, liebe Mariam, hat schon manches zu verantworten gehabt, er ist kein Sonnenlicht. Aber Scherz bei Seite. Ich glaube, ich sehe dort, im Schatten jenes Baumes, einen Mann. Wollen wir nicht gehen?“

„Weil der Mann dort steht?“

„Nun ja. Wer weiß, was er für Absichten hat.“

„Wahrscheinlich keine anderen, als dem Waldhorn zu lauschen, wie wir es gethan. Ueberdem ist der ganze Camp noch belebt, und ein Ruf bringt augenblicklich Menschen in unsere Nähe.“

„Lassen Sie uns doch lieber gehen!“ bat die Blondine.

„Wie Sie wünschen. Es ist nur so sehr schön hier.“

Der Professor hatte die Unterhaltung überhört; wenigstens den letzten Theil derselben. Seine unbewegliche Stellung sollte den Damen keine Furcht einflößen. Er verließ seinen Platz, zog seinen Hut,

und bog rasch in den nächsten Gang ein. Es war überdem Zeit für ihn, der fühler werdenden Nachtlust zu entfliehen und sich in seinem Zimmer einzuschließen. — Die Ruhe aber fand er nicht sogleich. Erst nahm er noch sein Gedächtnißbuch vor, trug den heutigen Tag ein und sann dann nach, welche Betrachtung sich daran knüpfen ließe. Aber immer noch klang das Waldhorn vor seinen Ohren, und der Zauber dieser Mondscheinnacht wollte aus seiner Seele nicht weichen. „Eindrücke, — angenehme Eindrücke haben, das heißt leben, das heißt Glück;“ schrieb er endlich nieder, legte dann die Feder aus der Hand und schloß die müden Augen; aber nur um weiter zu empfinden und unter dem Durcheinanderwogen von Tönen und Bildern in das Reich der Träume zu versinken, denen der Schlaf nicht jede Erinnerung nahm. —

Mit dem nächsten Morgen begann das eigentliche Badeleben. Die See, die noch eine Stunde von Doberan entfernt ist, mußte erreicht werden, und häufig kehrte er erst mit sinkender Sonne von dort zurück. Unter dem Schwarme von Gästen, die jeder neue Morgen an dem Gestade des Meeres zusammenführte, hatte des Professors Auge schon

häufig nach jenen beiden Damen gespäht, die ihm am ersten Abend seines Hierseins begegnet; aber, sei es, daß sie nicht badeten, sei es, daß die Beleuchtung des Mondes ihn getäuscht, genug, nirgends erblickte er ihnen ähnliche Gestalten. Die übrigen Badegäste zogen ihn weiter nicht an. Geistig und körperlich auf das Höchste erschlaft, fehlte es ihm an Muth und Frische, Fremden entgegen zu treten, und sich ihnen anzupassen. So blieb er denn allein und wurde bald als der einsame, bleiche Wanderer bezeichnet und mit manchem Blicke des Mitleids verfolgt.

Am Nachmittage war es gewöhnlich still am sogenannten „heiligen Damm.“ Da fanden sich keine Kinder ein, weder kleine noch große, die die hübschen, glatt geschliffenen Kiesel in das Meer schleuderten, wo sie noch mehrere Male, wie tanzend, wieder die Oberfläche suchten; da gab es nur dann und wann müßige Neugierige, oder einen Landbewohner, der nie die weite See gesehen, oder auch nie die rauchende Gasse eines Dampfsbootes erblickt, und der diese Wunder mit eigenen Augen zu schauen kam. Der Professor lag dann Stundenlang am schattigen Ufer und horchte dem mono-

tonen Anschlägen der Wellen, deren Rauschen, so traurig klagend es sich vernehmen ließ, ganz zu seiner innern Seelenstimmung paßte. — Er war nun schon acht Tage hier; aber er spürte keine Veränderung seines Befindens. Immer noch lastete dasselbe schwere Gewicht auf ihm, jede Arbeit schien ihm eine Bürde, jede Anstrengung war seiner Kraft zu viel und das müde Auge sehnte sich stündlich, nie mehr zu erwachen. In dieser Stimmung saß er eines Tages wieder am heiligen Damme, vor seiner Seele spiegelte sich das Leben in trüben Bildern, während die Hand, wie unbewußt, die glatten Steine sammelte und sie durch die Finger gleiten ließ. Im Badehause spielte heute das Musikchor; matt drangen die Töne zu ihm herüber und mischten sich in das Gemurmel der Wellen. Kein anderer Badegast hatte sich hierher verirrt, kein Anderer suchte, wie er, die ungestörte Gesellschaft seiner traurigen Gedanken. — Wie verwaist kam sich der Einzelne vor, so abgeschieden von den Vielen und ihnen dabei doch so nahe. „Dies wäre ein Ort, um Zimmermanns Gedanken über die Einsamkeit zu lesen,“ dachte der Professor.

Da störte ihn etwas, wie nahende Menschen-

stimmen. Er sah sich um und gewahrte zwei Damen, die eben das schattige Laubdach des Waldes verließen und unfern von ihm auf den Steinen Platz nahmen, doch so, daß sie ihm abgewendet saßen.

„Wie herrlich frisch die Fluth heute aussieht,“ bemerkt die Eine und warf zugleich Hut und Shawl ab. Die Stimme kam dem Professor ziemlich bekannt vor; er sah sich um und erkannte die Brünette von jenem ersten Abend auf dem Camp. „Haben Sie nicht Lust ein Bad zu nehmen, liebe Baronin?“ fuhr sie fort.

„Gewiß nicht, liebe Mariam!“ versetzte die Blonde. „Es ist zu spät dazu. In unserm Klima verträgt man das nicht.“

„Ich will es darauf wagen, wenn Sie meiner hier harren wollen, und die Ehre des Klimas in Ihren Augen herstellen. Wird Ihnen die Zeit nicht lang werden?“

„Durchaus nicht. Ich spiele mit den Steinen, wie jener Herr dort, und lasse mir in Gedanken schon meine Trauerkleider für Sie anmessen.“

„Eilen sie nicht zu sehr damit, theure Baronin! Ich gedenke mir diesen Scherz, das Leben ge-

nannt, noch eine Weile mit anzusehen. Aber allen Ernstes! Verzeihen Sie es mir, wenn ich Sie hier ein Viertelstündchen allein lasse?"

„Welche Frage, liebe Mariam! Ich habe meine eigene Gesellschaft nie so gering angeschlagen, um nicht mit derselben vorlieb zu nehmen, wenn es sein muß. — Tauchen Sie also ihr kostbares Leben in die Fluth, wenn Sie es durchaus so wollen; ich warte hier, bis Sie, lebendig oder todt, in meine Arme zurückkehren.“

„Gut denn; ich nehme Sie beim Wort!“ versetzte die Brünnette und sprang auf, um ihren Weg nach den Badefarren anzutreten. „Bereuen Sie, heißt es zu spät; ich bin schon auf und davon.“

„Sie kleiner Egoist! — Mit der Ueberzeugung, daß meine eigene Gesellschaft mich langweilt, gehen Sie dennoch fort, als schmälere dies ihr Vergnügen auch nicht im geringsten!“

„Sie haben völlig Recht!“ rief die Brünnette noch lachend zurück. „Der christlichen Ascetik, das wissen Sie, habe ich für immer den Tod geschworen. Ich kann Ihnen gegenüber keine Ausnahme machen.“

„Schon gut. Gehen Sie aber, Mariam.

Die Nachtlust hier am Strande erträgt mein gesunder Egoismus nicht um Jhretwillen."

Ein Handkuß aus der Ferne war die letzte Antwort der sich rasch Entfernenden. Die schöne Blondine war jetzt allein. Sie stand nicht mehr in ihrer ersten Blüthe; aber das Embonpoint ihrer Gestalt hatte ihr dafür eine zweite geschaffen, die sie sehr schön kleidete. Sie zog den Handschuh ab und die weiße Hand mit den Grübchen spielte mit den Steinchen, während der Mund leise ein neues Opernlied vor sich hinsang. Die Sonne neigte sich unterdessen tiefer und tiefer dem Horizonte zu, und schon badete sie sich purpurn am fernen Meeresrande. Der Professor erkannte, daß auch für ihn die Stunde geschlagen, die er zu seiner Rückkehr in die Stadt benutzen sollte; aber immer noch zögerte er! Er wünschte die Brünette erst wiederkehren zu sehen. Bei der dumpfen Apathie, die ihn gewöhnlich beherrschte, war diese Anwandlung von Neugierde schon eine Anregung, in der er sich selbst kaum erkannte; doch empfand er sie angenehm. Im Walde fielen indessen Schüsse. Jagdliebhaber mußten des Weges ziehen. Ein Hund kam schnüffelnd gelaufen und erdreistete sich

sogar die Hand der blonden Schönen mit seiner kalten Schnauze zu berühren. Sie war, wie die meisten Damen, einem vierbeinigen Geschöpfe gegenüber, keine Heldin. Im Nu stand sie auf den Füßen und war auf der Flucht begriffen, ohne ihrem Sonnenschirm oder ihren Handschuhen einen sorgenden Blick zu gönnen. Der Hund folgte ihr noch ein paar Schritte und ging dann seines Weges. Sie aber richtete kein Auge mehr zurück und eilte nur immer vorwärts. Der Professor stand nun bedächtig auf, sammelte die verlorren Güter und schritt ihr langsam nach. Nur erst bei dem Stege, der zu den Badekarren führte, erreichte er sie; gerade, als ihre schwarzäugige Freundin ihr aus denselben entgegen kam.

„Ach! Also doch ungeduldig!“ rief diese ihr lachend zu. „Liebe, liebe Baronin, Sie machen ihren Gedanken kein großes Compliment mit dieser Eile.“ Der Professor stand jetzt ziemlich hinter der blonden Dame, und Mariam's leuchtendes Auge fiel auf ihn und zugleich auch auf die Gegenstände in seiner Hand. Sie musterte dieselben eine Minute prüfend und schien zu überlegen, wie er in deren Besitz gelangt?

„Frau Baronin,“ begann der Inhaber, einen Schritt vortretend, „erlauben Sie mir, Ihnen diese Sachen, die Sie auf dem Damm liegen gelassen, zurückzuerstatten.“

„Tausend Dank!“ sagte diese mit anmuthiger Freundlichkeit. „Es hat Ihnen doch keine große Mühe gemacht, hoffe ich? Sie wären ohnehin dieses Weges gekommen? — Ich war so eilig“ — Sie stockte. Vielleicht schämte sie sich ein wenig der Veranlassung ihrer Eile.

„In der That!“ — nahm Mariam das Wort. „So hat die Sehnsucht nach mir Ihren Füßen ja fast Flügel geliehen?“

„Sie schmeicheln sich zu sehr, liebe Mariam!“ sagte die Baronin mit schalkhaftem Lächeln und einem Blick halben Einverständnisses auf den Professor. „Ich dachte gar nicht an Sie, als ich diese Gegenstände im Stiche ließ; ich dachte nur an mich. Es war reiner Egoismus. Und hier mein Lohn — die Bekanntschaft eines angenehmen Badegastes.“

Der Professor verneigte sich. „Es war sehr gütig, mir auf diese Art Gelegenheit zu geben, mich Ihnen vorstellen zu dürfen,“ sagte er lächelnd.

„Nicht wahr? — Ich habe Sie auf eine hübsche Weise dazu veranlaßt;“ sagte die Baronin lachend.

„Die Sache ist mir räthselhaft!“ bemerkte Mariam. „Von dieser Seite habe ich Sie noch gar nicht gekannt, liebe Baronin.“

„Das ist mir recht lieb,“ sagte diese. „Darf ich aber jetzt um Ihren Namen bitten, mein Herr? — Nachdem ich eine so außerordentliche Anstrengung gemacht, Sie kennen zu lernen, darf mir dies Glück doch nicht gleich wieder verloren gehen.“

„Ich bin der Professor Schröter aus Rostock.“

„Mecklenburger?“

„Verzeihen Sie. Nur berufen.“

„Und das Klima bekommt Ihnen nicht?“

„Das Klima? — Leider ist es nicht das; das ließe sich verändern; doch sich selbst entflieht man nicht!“ sagte er schmerzlich.

Mariam wandte sich nach diesen Worten mit sichtbarem Antheil zu ihm und ließ ihr großes Auge prüfend auf ihm ruhen. „Kehren Sie diesen Abend nach Doberan zurück. Herr Professor?“ fragte die Baronin. Der Angeredete bejahte. „Darf ich Ihnen da nicht einen Platz in meinem

Wagen anbieten? Er ist vierstzig und wir sind nur zwei.“ — Der Professor nahm diesen Vorschlag mit Dank an; denn ihm bangte mit Recht, daß die Diligence abgefahren sei und kein Mittel der Rückkehr ihm zu Gebote stehe, als die eigenen Füße, die ihn kaum einen so weiten Weg trugen. Man ging nun dem Logirhause zu, wo der Wagen bereits angespannt stand, und fuhr ohne Zögerung ab. Der Abend war schön und Mäntel und Decken schützten gegen die Kühle. Mariam führte jetzt das Gespräch und erkundigte sich mit Tact und Klugheit nach den Verhältnissen des Professors und seinem häuslichen Leben. Sie sprach sehr richtig und einsichtsvoll über das Beengende, das eine kleine Stadt hat, wo jedes Wollen und Sollen sich alsobald um den Erwerb der nothwendigsten Bedürfnisse dreht, wo jedes Streben darauf gerichtet ist, das Erworbene ängstlich zusammen zu halten, und eine Art Wohlstand daraus zu schaffen. Vor solchem Bemühen erlahmt der Geist und verliert alle Spannkraft. Mariam erkannte das vollkommen, und zum ersten Male lernte der Professor die Wohlthat kennen, sich verstanden zu fühlen. Hier wurde ihm kein Tadel,

nur die vollste Theilnahme trat ihm entgegen. Man fand, daß er berechtigt war, zu fühlen, wie er fühlte, und mußte doch dabei keine Abhülfe für ihn; wenigstens nicht so schnell. Ein Mann, wie er, konnte nur gedeihen, wenn das kleine Räderwerk der Häuslichkeit ihm verborgen blieb, und die Gattin in seinen Mußestunden ihm den heiteren Blick, das Eingehen auf seine Unterhaltung zeigte, wie die Geliebte es gethan, wenn sie sich freute, durch seine Gegenwart erlöst zu sein von den kleinen Details ihres Lebens, wenn sie mit ihm hinüber schweifen konnte in die freie große Welt von Gedanken und Thaten, die den Mann allein angehen. Aber eine Gattin, die diese Neigung, diese Einsicht, diese Wünsche hegte, das war auch kein gewöhnliches Weib mehr, das war die seltene Frau, die auf der Höhe ihres Berufes stand. Und wie sollte gerade er diese seltene Blume gepflückt haben? —

Als sie Abschied nahmen, reichte Mariam ihm die Hand. „Wir müssen Freunde werden, lieber Herr Professor. Beweisen Sie mir, daß auch Sie diesen Wunsch hegen, indem Sie jetzt

täglich zu uns kommen. Ich erwarte Sie morgen nach Ihrer Rückkehr vom Bade."

Sie sagte das so leicht hin, ohne Gewicht der Worte; — der Professor aber fühlte die Absicht und drückte dankbar ihre Hand. Weiterer gestimmt kehrte er in seine Wohnung zurück, und als der Morgen kam, erhob er sich zum ersten Male nicht mit jenem Ueberdruß, der sonst alle seine Schritte begleitete. Auf seinem Wege nach dem heiligen Damme befragte er sich, was er denn gestern in sein Gedendbuch hätte eintragen sollen? Daß die Ehen nicht im Himmel geschlossen werden, wollte zuerst seine Antwort lauten. Aber er besann sich. Er fühlte sein Unrecht, die Schuld auf seine Gattin zu werfen, die er aus Liebe gewählt, und der sich in keiner Art ein Vorwurf machen ließ, als — daß sie eben nur das war, was die meisten Frauen sind, die von ihren Müttern erzogen worden.

Noch hatte die eilfte Stunde nicht geschlagen, da stand er schon vor der Thüre der Frau Baronin von Bülow. Er zögerte einen Augenblick. Bei welcher der beiden Damen sollte er sich melden lassen? — Das Passende schien ihm endlich

doch, nach der gnädigen Frau zu fragen. — Im Garten unter einer Verandah fand er beide Damen. Die Unterhaltung wurde leicht angeknüpft, von dem Nächsten ging man auf das Allgemeine über, und die Stunden schwandten wie im Fluge. „Sie müssen heute unser Gast sein!“ sagte die Baronin. „Ich habe unsern Tisch im Walde decken lassen, und wir wollen uns jetzt eben auf einem schattigen Pfade dahin begeben.“ Der Professor folgte gern. „Es ist mein Lieblingsplatz,“ bemerkte Mariam. „Es ist so schön dort, wie es in unserm grauen Norden nur sein kann. Waren Sie nie in Italien, Herr Professor?“

„Nie!“

„Ich möchte Ihnen wünschen, daß Sie einen Winter in Rom zubringen könnten! Der warme Süden, mit seinem klaren Himmel und seiner üppigen Natur, bringt eine Freude in unser Dasein, wie wir sie durch all' unsere nordische Reflexion nimmermehr gewinnen! Hier sind die Stichworte: Versagung, Selbstverleugnung, Enthalt-
samkeit! Als ob uns diese nicht von selbst entgegen träten, wo der kalte Himmel uns, den wilden Thieren gleich, in unsere Höhlen bannt und unser

Sinnenleben durch keine Natur und keine Kunst wach gerufen und befördert wird! Doch ist der Mensch nur glücklich durch die Sinne. Was ihm an angenehmen Empfindungen wird, das tragen ihm die Sinne zu, und der Gedanke, mit dem er über die Erde hinschweift und sich der Gottheit nahe stellen möchte, tritt arm und klein zurück vor des Herzens mächtigen Schlägen, die eine That des Menschen begehren."

Mariam sprach mit Begeisterung, und der Professor horchte ihren Worten mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Mariam ist die Prophetin eines neuen Glaubens, der den Menschen wieder in seine Rechte einsetzt," sagte die Baronin lächelnd. „Sie macht gern Proselyten. Sein Sie auf Ihrer Huth."

„Spötteln Sie nur, gute Baronin! Im Grunde sind Sie ja doch ganz meiner Meinung. Und wie könnte es auch anders sein? Ist nicht alles Schöne Natur, und alle Natur Schönheit? — Die Kunst was ist sie, als die Reproduction dessen, was ist. — Sie ist eine Sammlerin des einzelnen Schönen, und stellt uns aus diesem Einzelnen einen Urtypus zusammen."

„Den Menschen, wie er vor dem Sündenfalle war?“ fragte der Professor. — Mariam lächelte.

„Ob vor, ob nach — gleichviel! genug, wie er sein sollte und könnte, wenn wir mehr Bedacht nähmen auf das Schöne, ja, es zu unserm Cultus machten. Die Griechen erreichten schon viel durch ihr Bemühen. Wir haben ihr Beispiel vor Augen; aber wir befolgen es nicht. Hier im Norden ist der Sinn für das Schöne noch völlig todt, und kein Lehren und kein Leben zielt im geringsten darauf hin. Man sollte im Gegentheil meinen, der Cultus des Häßlichen sei unser Beruf, so durchaus häßlich wie alles bei uns ist.“

Der Professor sah verwundert aus.

„Meine Aeußerung befremdet Sie?“ fuhr Mariam fort. „Ich glaube es gern; denn auch Sie haben sich noch nicht losgemacht von der Tradition, von der Gewohnheit, von der Geschichte. Könnte ein Menschenleben mit heute angefangen werden, wie ganz anders würde es sich gestalten. Frisch, neu, ursprünglich würden alle unsere Gedanken sein, während wir so, durch die Brille der Vergangenheit blickend, wie Greise in das Leben schauen. Die

Erfahrungen der ganzen Vorwelt spuken ja in unsern Köpfen! — So wenig wie ein Maler, der auf einer Maler-Akademie ausgebildet worden, einen Wilden zeichnen kann; das heißt, er zeichnet ihn, aber mit der Schönheitslinie des Apoll von Belvedere; — eben so wenig wird ein Zögling unserer Hochschulen begreifen, was das Ganze eines Menschen ist. Von Kind auf ist ihm ja die volle Empfindung dessen, was schön, was gut, was wahr, dadurch verleidet, daß man ihm immer die Schlange gezeigt, die unter den Blumen ihr Wesen trieb. Kein Hochgefühl erweitert sein Herz, keine Freude, keine Lust trägt seine Seele himmelan, ohne daß er sorgend die Schläge seines Pulses zählt und — ein Glas Zuckerwasser trinkt. Mein lieber Professor! Wir sind weit, weit abgelenkt von dem Wege, wo der Mensch die volle Empfindung hat menschlich etwas Rechtes zu sein!“

„Dafür aber, meine Gnädige, sind wir dem sittlichen Standpunkte näher gerückt, wo der Mensch mit Bewußtsein über sich steht.“

„Etwa wie Sie?“ fragte sie mit leichtem Spotte. „Nein, nein, es ist nichts damit. Kehren

Sie nach Rostock zurück und predigen Sie den Cultus des Schönen, lieber Professor, und Sie werden den Leuten reelle Dienste erweisen. Lehren Sie Ihnen den Gebrauch ihrer Augen und Ohren, und benehmen Sie ihnen den Geschmack an den häßlichen Schinken und Würsten, die den armen Bauern verdammen, in einer Atmosphäre von Rauch zu leben. Lehren Sie ihnen Lieder an die Freude dichten, und unter ihren hohen Eichen die Statuen ihrer Dichter und Helden aufpflanzen!"

„Die dann im Winter zu Stroh Männern werden, über die der Schnee noch eine kalte Rinde legt," sagte die Baronin lachend.

„Thut nichts!" versetzte die Andere und warf schmollend ihre Unterlippe auf. „Auch der Schnee kann schön sein, auch er bildet schöne Lichteffecte, auch im Schnee können die Herzen der Menschen warm für einander schlagen, und dann fühlt man die äußere Kälte nicht. Wir bauen weite Hallen, die wir erwärmen, wir schmücken sie mit Gemälden und Statuen und exotischen Pflanzen, und darin wandeln wir auf und ab, während draußen ein dicker Schneehimmel droht, und freuen uns des Schönen, das wir uns selbst geschaffen."

„Das nennen Sie die goldene Zeit, nicht wahr, Mariam?“ fragte die Baronin. „Aber erleben wir sie wohl noch?“

„Gewiß wenn auch nicht im Allgemeinen, doch im Besonderen. Sehen Sie München. Was dort ein Fürst schuf, kann auch ein Großherzog von Mecklenburg thun, und statt der einen Reiterstatue des Helden Blücher können in Ihrem Rostock viele Ritter des Geistes auf hohen Piedestalen stehen. Aber da sind wir ja, Gottlob! Sehen Sie, dies Bänkchen, das ist mein Lieblingsplatz. Welche schöne Stunden habe ich hier schon verlebt, Herr Professor! Wenn ich hier ganz allein sitze, die hohen Buchen so geheimnißvoll rauschen, die Wolken in wechselndem Spiele über meinem Haupte fortziehen, das ferne Meer dann und wann mit leisem Rauschen an mein Ohr dringt, und die Sommerlüfte zugleich so wonniglich meine Wangen säckeln, dann wird mir so unendlich wohl zu Sinn und das bloße Gefühl der Existenz wird mir zum Glücke. Der physische Mensch tritt dann in seine ganzen Rechte ein. Aber mit Bewußtsein! Und das erhöht gerade dies Glück!“

„Mariam ist ein rechtes Kind der Erde, Herr

Professor," fiel lächelnd die Baronin ein; „sie legt es durchaus nicht auf den Himmel an. Die Welt, die sie sieht, für die will sie leben, die unsichtbare überläßt sie den Geistern. Es ist also von einem künftigen Wiederfinden keine Rede."

„Ich getraue mir zu, nicht weniger unsterblich zu sein, wie Sie, liebe Baronin, werde mich aber um kein Wie und Wo quälen, das ich doch nicht enträthseln kann. Es wird sich alles finden, auch ohne daß Sie und ich den kostbaren Augenblick dafür in die Schanze schlagen. Einstweilen wollen wir daher uns begnügen, das ganz zu sein, was wir sein können, — das Höchste in unserer eigenen Gattung."

„Und wodurch bezeichnen Sie dieses Höchste?" fragte der Professor.

„Durch den Grad des Glückes und der Zufriedenheit," versetzte Mariam bestimmt.

„Dann stehe ich als Mensch noch auf einer sehr niedern Stufe in Ihren Augen," versetzte der Professor empfindlich.

„Weil Sie krank sind, lieber Professor!" sagte Mariam und bot ihm versöhnend die Hand. „Sie werden die Harmonie Ihres Wesens aber wieder

herstellen und dann ein schönes Ganze bilden, davon bin ich überzeugt."

Der Professor seufzte. „Die Spanne Zeit, die mir noch bleibt," versetzte er ernst, „wird mir die Freiheit des Geistes nicht lassen, ein solches Gleichgewicht herzustellen. Auch gehört dazu, wie Sie andeuten, ein gesunder Körper, und den besitze ich nicht. Somit sind meine Nerven auch nicht aufgelegt, mir angenehme Eindrücke zuzuführen."

„Das gebe ich zu," antwortete Mariam. „Aber das wird sich ändern. Bei Ihnen hängt es nur von dem Willen ab, und Sie sind gesund."

„Sie sprechen da fast mit biblischer Ueberzeugung," sagte der Professor lächelnd. „Könnten Sie mir nur auch zugleich dies Wollen lehren! So wenig ich für mich eine verlängerte Existenz begehre; so heischt doch die Pflicht des Familienvaters die Sorge für mein Leben."

„Lassen wir jetzt diese ernste Unterhaltung," sagte die Baronin. „Unser Tisch ist gedeckt, und beim Essen muß man lachen. Sie liefern uns die Späße, Mariam."

„Danke, liebe Baronin, für dies Amt, das sonst nur bei fürstlichen Herren zu finden war.

Aber ich will mein Bestes thun.“ Und wirklich floßen die anmuthigsten Scherze und Anekdoten, wie ein reicher Quell, von ihren Lippen.

Der Tag schwand auf das Angenehmste dahin, und als der Abend kam und die Stunde der Trennung schlug, lud die Baronin den Professor sehr freundlich ein, während der Zeit seines Ansthaltes jeden Abend bei ihr zuzubringen, und diese kleine Zerstreuung wie einen Theil seiner Kur zu betrachten.

„Sicher wird es der beste Theil derselben sein,“ versetzte er verbindlich und küßte der Baronin die Hand.

In seinem Gedenkbuch stand heute Abend geschrieben:

„Bacon hat Recht: Wer die Einsamkeit liebt, muß ein Gott oder ein Thier sein. Und ist man nicht stets einsam, so lange man des Einklangs mit Andern entbehrt?“ —

Täglich erblickte man jetzt den Professor Schröter in der Gesellschaft der Baronin von Bülow und deren Freundin, Fräulein Mariam Levin, und täglich auch wurde sein Aussehen besser, seine Laune heiterer. Beide Damen freuten sich dieser

Veränderung, als deren Ursache sie sich betrachteten, doch wagten sie nicht, dieser Freude Worte zu leihen. Ein Kranker, wie der Professor, meinten sie, müsse durch seine Genesung überrascht werden, sonst fürchte er sich davor. Der Arzt war indessen weniger zurückhaltend und sprach es endlich unverholen aus, daß seine völlige Herstellung zu hoffen sei. Der Professor sah ihn unglaublich an. Er meinte: das alte Uebel würde schon in seiner vorigen Stärke zurückkehren, sobald er nur wieder im eigenen Hause sei. Aber er sprach diesen Gedanken nicht aus. Wie offen ein Mensch auch ist, immer bleibt noch ein Winkeln seiner Seele, in das Niemand schauen darf — selbst nicht sein Arzt, dem sonst so vieles enthüllt wird.

Die Tage schwanden indessen schnell dahin; sie wurden zu Wochen, und im Kalender war der Datum bezeichnet, an welchem der Professor das Bad verlassen sollte und mußte. Er kam ihm nicht unerwartet, denn er war im Voraus bestimmt worden; dennoch klang es ihm wie Vernichtung, als er ihn mit dem Worte morgen benennen sollte. „Morgen also!“ wiederholte er laut vor sich hin und starrte die lichte Sonne mit einem

Blicke der Verzweiflung an. „Morgen!“ — Und hinter diesem morgen eine ganze öde Zukunft.

Wie gewöhnlich trat er auch heute um die Theezeit bei der Baronin ein. Diese war nicht zugegen, sie war noch im Theater; Mariam aber saß im Wohnzimmer.

„Sie kommen heute spät, lieber Professor!“ rief diese ihm heiter entgegen. „Ich warte schon lange auf Sie, um Ihnen meine Beschreibung von Doberan vorzulesen. Kommen Sie schnell, bevor wir gestört werden.“

Er setzte sich ihr gegenüber und sie las.

„Aber nein!“ rief sie plötzlich, sich unterbrechend. „Ich lese wirklich nicht weiter. Irgend ein Unglück ist Ihnen begegnet, das steht in Ihren Mienen. Warum reden Sie denn nicht?“

„Ich reise morgen!“ war seine ganze Antwort.

„Um Gott! lieber Professor. Warum verheimlichten Sie uns diese Absicht?“

„Es war ja immer so verstanden,“ versetzte er seufzend, „und — ich dachte gar nicht mehr daran, hätte es auch vielleicht vergessen, wenn der Kutscher sich nicht gemeldet, den meine Frau mich abzuholen

gesandt. Sie ist sehr fürsorgend, wenn sie mich glücklich weiß."

Mariam maß ihn mit einem langen Blicke, in dem er die Mißbilligung seiner bitteren Worte las. —

„Tadeln Sie mich nicht, Mariam; nur jetzt nicht," bat er. „Sehen Sie mich so nicht an, oder — Sie machen mich rasend."

„Lieber Professor!" erwiderte sie, ihm begütigend die Hand reichend. Er ergriff dieselbe, drückte sie an seine Lippen und legte sie dann zwischen seine beiden.

„Mariam, ohne Sie zu leben ist mir jetzt nicht mehr möglich," rief er. „So lassen Sie mich den Tod suchen, der mich Ihetwillen verschmäht."

„Welche Reden, lieber Schröter! Sie sind Gatte, sind Vater, und haben eine reiche Zukunft vor sich. Wenn ich Sie achten soll, so müssen Sie, im Besitz solcher Güter, Ihr Glück finden."

„Das kann ich nicht."

„Das müssen Sie."

„Sie sind ungerecht, Mariam. Sie nennen das Güter, was Sie selbst nicht wie solche betrachten."

„Wer sagt Ihnen das?“ fragte Mariam ernst. „Etwa weil ich allein stehe? — Darum habe ich nie aufgehört, die Familie wie die Basis zu betrachten, auf der der ächte Mensch sein Glück zu erbauen hat. Umstände verhinderten mich daran, nicht Wahl. Ihnen ist es besser geworden, darum sein Sie zufrieden.“

„Zufrieden mit einem Glücke, das mich zu tödten drohte?“

„Weil Sie es so begehrten. Weil Sie sich nicht die Mühe geben, die Gattin Ihrer Wahl zu sich hinauf zu ziehen. Weil Sie getragen sein wollen, statt zu tragen. Lieber Professor, Frauen der Art sind selten, — das sagte ich Ihnen schon. Ohne Vorbildung, mit ein bißchen Kinderwissen, kommt der Beruf der Gattin und Mutter über sie, und bald gehen sie dann an diesem materiellen Leben zu Grunde, wenn der Mann sie nicht hebt und trägt und ihnen die Wege zeigt, wie sie sich fortbilden müssen. Diese Mühe, gestehen Sie es nur, haben Sie sich mit Ihrer Gattin nie gegeben.“ X

„Bedarf es denn noch einer solchen Anweisung, wenn der wirkliche Bildungstrieb da ist?“ fragte er empfindlich.

„Der ist in jeder Frau, die ihren Mann liebt; denn sie will ihm gefallen, und gefällt ihm auf die Weise, wie er es begehrt.“

„So wäre denn die ganze Schuld mein?“

„Das ist sie unbedingt.“

„Sie sind hart, Mariam. Dem Unglücklichen, der Sie um ein Stück Brod angeht, dem reichen Sie einen Stein. Wissen Sie, wohin Sie mich damit führen? Zur Verzweiflung. Ich reise morgen nicht ab, ich bleibe hier, ich hefte mich an Ihre Schritte, und kann ich Sie nicht mehr sehen — dann ist mir Alles gleich.“

„Ich glaube, Sie sind von Sinnen, lieber Professor. Ihre kranken Nerven spielen Ihnen einen Streich. Mit der rückkehrenden Besonnenheit werden Sie über Ihre eigenen Worte staunen und sie bereuen.“

„Nein, so lasse ich mich nicht zurecht weisen, Mariam. Wenn Sie jetzt die ganze Wahrheit hören, so tragen Sie selbst die Schuld. Ich liebe Sie, Mariam, mit einer Liebe, die ich nie zuvor gekannt; denn sie hängt mit allen Fasern meines Seins zusammen. An Ihrer Seite, das fühle ich, könnte ich ein neues Leben beginnen, mit Ihnen

ein Glück kennen lernen, das ich jetzt nur im Traume sah. Denken Sie groß genug, Mariam, um einem armen Manne die Spanne Zeit, das Leben genannt, zu einem Eden zu machen, oh! so sprechen Sie das beglückende Wort, und selig will ich Ihnen zu Ihren Füßen danken.“

Mariam zögerte einen Augenblick, ehe sie antwortete, die Lippen fest zusammengedrückt; — ihre Wange glühte, ihr Busen hob sich; man sah, daß sie nach Besonnenheit rang.

„Lieber Schröter!“ sagte sie dann langsam und leise, als fehle es ihr an der Stimme zu dem Ausspruch; „ich kann das Wort nicht sprechen.“

„Weil Sie mich nicht lieben, Mariam? Sprechen Sie es nur aus, so hart es klingen mag; weil Sie mich nicht lieben?“

„Weil ich Sie nicht achte,“ versetzte sie traurig.

„Mariam, — auch das noch?“

„Weil ich Sie nicht achte,“ wiederholte sie langsam und schwebte zum Zimmer hinaus, bevor der Professor Zeit gewonnen, sie daran zu verhindern.

„Weil sie mich nicht achtet!“ wiederholte er

und blieb sinnend bei diesen Worten stehen, die er sich immer aufs Neue vorsprach, als sei ihm noch etwas nicht ganz klar an denselben. — „Aber lieben?“ — setzte er dann hinzu, und ein Strahl der Freude leuchtete aus seinem Gesichte; denn es trat plötzlich, wie klare Gewißheit vor seine Seele, daß sie ihn liebte. Außer sich in dieser Ueberzeugung wollte er eben aus dem Zimmer stürzen und Mariam finden, wo sie auch sei, da trat die Baronin ein.

„Gut, daß Sie da sind, lieber Professor,“ sagte sie; „es ist Illumination. Wir müssen nach dem Camp gehen. Geben Sie mir den Arm. Mariam wird im Logirhause zu uns stoßen, das hat sie mir eben unter der Thüre zugerufen. Wir gehen voraus; denn es warten schon ein paar Bekannte auf mich.“ —

Der Professor folgte. Draußen war alles belebt, im Speisesaale tönte schon die Musik, der Hof trat eben ein, und Alles drängte sich bunt durcheinander. Zur Unterhaltung blieb keine Zeit; man konnte nur sehen, hören und speisen. — Schon war man auf dem Punkte aufzubrechen, da erst trat Mariam ein. Sie trug einen weißen Hut mit etwas überhängendem Schleier, so daß ihr

Gesicht fast verdeckt war, dennoch gewährte die Baronin, als sie in ihr Gesicht blickte, die Spuren vergossener Thränen. Verwundert sah sie nun den Professor an, gleichsam als suche sie in dessen Gesichte den Commentar zu diesen Thränen, — und ein Etwas stand darin geschrieben, das wohl wie die Ursache gelten mochte. Weitere Fragen konnten augenblicklich jedoch nicht stattfinden. Man brach auf, und wie es kam, konnte man nicht sagen; aber es fügte sich so, daß der Professor Mariam's Führer wurde. Man folgte in Reih und Glied durch die Gänge von erleuchteten Lampen; man wechselte ein Wort mit Diesem und Jenem, über das, was man sah; aber die Gedanken waren vielleicht nicht dabei; denn plötzlich bog die Gesellschaft in einen Seitenweg ein und verlor dabei zwei seiner Mitglieder, die dieser Bewegung nicht geachtet hatten. „Mariam!“ flüsterte der Professor jetzt und führte sie auf eine einsame Stelle, „sagen Sie mir nur das eine Wort noch, — daß Sie mich auch nicht lieben?“ —

„Wozu das, Herr Professor!“ sagte sie und wollte sich wieder dem besuchteren Theile zuwenden.

„Ich bestehe darauf, Mariam, daß Sie mir

sagen, Sie lieben mich nicht; — oder — Sie lieben mich!“ Damit schlang er seinen Arm um sie und hielt sie einen Augenblick fest an seine Brust gedrückt, wobei ein glühender Kuß auf ihrer Lippe brannte. Sie duldete diesen nicht nur; — sie erwiderte ihn. — Aber es war nur eine kurze Minute. Dann sammelte sie sich, machte sich los und — Spaziergänger kamen des Weges, worauf Beide stumm dem belebteren Theile des Parks zuschritten, wo sie die Baronin fanden, die eben nach ihnen suchte. Mariam beehrte nach Hause zu gehen; der Kopf schmerze ihr, sagte sie. Der Professor schwieg dazu. Die Baronin richtete einen prüfenden Blick auf Beide. „Ich darf die Damen doch nach Hause begleiten?“ fragte der Professor. „Es ist ja ohnehin mein letzter Gang mit Ihnen,“ sagte er bewegt.

„Mein lieber Professor! Wie werden wir Sie vermissen!“ versetzte die Baronin mit ihrer liebenswürdigen Güte, und nahm seinen gebotenen Arm.

„Sie schreiben uns doch recht bald?“

„Wenn ich mir erlauben darf, den Damen Nachricht von mir zu geben?“

„Ich rechne sicher darauf,“ sagte die Baronin.

„Und Mariam?“

„Auch mir wird ein Brief recht lieb sein, sobald er angenehme Nachrichten über das Leben und Wirken des Herrn Professors enthält;“ versetzte diese mit Betonung.

„Also von mir selbst begehren Sie nichts zu wissen, Fräulein Lewin?“ fragte der Professor. „Das ist nicht schmeichelhaft.“

„Im Gegentheil! Der Mann lebt nur durch die That. Kennen Sie mir Ihr Wirken, und es wird mir zum Spiegel Ihrer selbst. Sagen Sie mir, was Sie den Menschen sind, und ich blicke in Ihr tiefstes Herz. Bis jetzt sind Sie nur todte Wissenschaft und Theorie gewesen; lassen Sie von jetzt an jeden Gedanken eine That werden und — ich werde Sie achten,“ setzte sie so leise hinzu, daß es nur ihm verständlich war. Sie schieden. Der Professor kehrte unter einem Strome der widersprechendsten Gefühle in seine Wohnung zurück. Lange stand er noch am geöffneten Fenster und schaute zu den Sternen empor, die immer noch keine Ruhe in sein Herz scheinen wollten. Dann ging er zum Tisch hin, nahm sein Gedenkbuch und suchte nach einem Wort, das die Ergebnisse des Tages be-

zeichne; aber wie er auch sann, nichts wollte ihm in den Sinn kommen, als die drei Worte: sie liebt mich.

Doch, — jedem Abend folgt ein Morgen. Der Professor stand angekleidet am Fenster und sah zu, wie man den Wagen bepackte, bis endlich auch er genöthigt war, einen letzten Blick auf die leeren Räume zu werfen und mit einem raschen Entschluß das Lebewohl zu sprechen. Duster und grau hing heute der Himmel; — ein Gewitterregen drohte, die Luft war schwül, die Vögel flogen tief. — Der Professor saß in die Ecke der Chaise gedrückt und sah nicht, was vorging. Er hatte kein Auge für das, was ihn umgab; — für ihn war eine Pause, ein Stillstand eingetreten, der Sand seiner Uhr hatte in dieser Stunde zu rinnen aufgehört. Es war Nacht in seiner Seele.

Die Stimme seines Kutschers störte ihn aus dieser düstern Apathie. Er deutete auf den Hügel unfern vom Wege. Der Professor richtete den Blick dahin, — es war der Lieblingsplatz Mariam's, und — sie war dort und wehte ihm mit dem weißen Tuche ein Lebewohl zu. Er stand auf. Mariam! rief es in ihm, er hätte die Arme nach

ihr ausbreiten, sie an sich ziehen mögen; — aber weiter und weiter trug ihn der Lauf der Räder, und bald bog der Wagen um eine Ecke und er sah das weiße Tuch nicht mehr. Sie liebt mich! sprach es wieder in ihm, aber leise, leise, und der starke Mann bedeckte sein Angesicht, um dem Lichte des Tages die Thräne zu verbergen, die langsam über seine Wange rann. So stille saß er da, so unbeweglich, — als habe das Leben hier seine Rechnung abgethan. —

Die Sonne stand hoch im Mittag, als der Wagen vor der Thüre des Professors hielt. Wie aus einem Traume erwachend richtete dieser sich empor und schauete zu den Fenstern auf, wo die blonden Köpfe seiner Kleinen zwischen den Blumen nach dem Vater späheten. Bald hörte er ihre jauchzenden Stimmen die Treppe herab, und kaum hatte sein Fuß die Erde erreicht, so fand er sich auch schon in den Armen der Gattin, und jede Hand von einem Töchterchen in Besitz genommen. Die Freude des Wiedersehens übte ihr Recht. Er fühlte sich gehegt, gepflegt, geliebt, der kleine Familienkreis reichte sich um die runde Tafel und auf jedem Gesichte spiegelte sich das Glück, ein so theu-

res Mitglied desselben wiederzubefitzen. Der Professor konnte nicht umhin, mit den Frohen froh zu sein; er konnte nicht umhin, sich zu gestehen, daß Mariam Recht gehabt, daß er hier ein positives Gut besitze, das nicht leichtsinnig zu opfern sei. Und als der Abend kam, als die Freude Alle ermüdet, — denn sie zehrt gleich dem Schmerz, — da erst ging der Professor auf sein Zimmer, richtete den Blick auf die Wände der Bücher, die ihn mahnten an Tage unfruchtbarer Arbeit, auf den Sitz am Fenster, wo er so manchem stillen Seufzer Luft gemacht, und schrieb endlich in sein Album: — „Nur ein kleiner Mensch wird von äußern Umständen besetzt. Ich bin ein kleiner Mensch.“

Am nächsten Morgen besuchte der Professor Freunde und Bekannte; am dritten begann schon der alte Kreislauf seiner Tage, Studien, ein Spaziergang und den Abend im Kreise der Familie, oder bei Freunden hingebracht. So verstrichen Wochen, ohne eine Unterbrechung solchen Einerleis. — Und wieder hoben Seufzer seine Brust, sein Auge blickte matter, und der ganze Mensch bekam ein gedrücktes Ansehen. Sorgend hing der Gattin Auge an ihm. „Du bist wieder nicht wohl?“

fragte sie ihn traurig. Er wandte sich finster ab, stieg hinauf in sein Zimmer und schrieb: —

„Sie sagten mir: Sie achteten mich nicht, Mariam, und ich meinte, ich könnte diese Achtung verdienen; — aber ich kann es nicht. Ich erlahme an dieser Aufgabe, die ich mir selbst gestellt, oder das Schicksal, oder die Umstände, gleichviel, welche Macht es sei; — genug sie wird mein Meister, sie richtet mich zu Grunde. Retten Sie mich, wenn Sie können und wollen; retten Sie mich vor Allem vor mir selbst, vor diesem langsamen Hinschwinden, diesem Zerfallen mit sich, diesem Erfassen eines Strohhalmes, wo schon die Welle über meinem Haupte zusammenbricht. —

Ich kann nicht mehr. Bereits habe ich meine Gattin in Thränen verlassen, die freilich nicht mir, nur dem Versorger ihrer Kinder gelten, und meine Kleinen blicken scheu auf den ernststen bleichen Mann, den sie Vater nennen. — Aber zu ändern vermag ich nichts. — Sagen Sie mir, wie ich es vermag, und ich will Ihnen folgen wie ein Kind; aber allein bin ich unfähig zu Allem. Retten Sie mich, Mariam! Sie lieben mich, ich weiß das auch ohne Worte, die Schläge meines Herzens sagen es mir.

So retten Sie mich! Sie haben das Verständniß für meine Lage, meine Individualität und leider! meine Schwächen; so werden Sie denn mein Rettungsel. Ich zähle die Tage, bis Antwort von Ihnen kommen kann. Trifft diese Antwort nicht ein, so bin ich eine Stunde darauf auf dem Wege zu Ihnen."

Der Herbst hatte sich eingestellt. Die gelben Blätter rasselten von den Bäumen, ein scharfer Nordwind peitschte sie längs der Straße hin. Das Laubholz, seines Schmuckes entkleidet, blickte traurig in die öde Landschaft hinaus und neidete jetzt die schwarze Tanne, die es im Frühling verhöhnt ob seiner conservativen Nadeln. Die Felder waren einsam. Eine seltene Pflugschaar suchte den scheinbaren Tod der Natur zu einem neuen Erwachen vorzubereiten, und die Menschenhand war bemüht, die breite Furche mit dem hoffnungsreichen Samen zu bestreuen.

Durch die flache, öde Landschaft, die sich längs den Ufern der Ostsee hinzieht, rollte früh eines Morgens ein Wagen, in welchem eine Dame saß, die

mit achtsamen Blicken Land und Gegend an sich vorüberstreifen ließ. Die Scene war ihr fremd und neu und schwerlich ihrem Auge angenehm. „Dort siehst Du das Meer, Lisette!“ bemerkte sie gegen ihre Zofe, die neben ihr saß. „Jener Streif Wasser ist das einzige dem Auge Wohlgefällige, das ich erblicken kann. — Die Wölfe müssen meines Bedünkens behaglichere Behausung hier gehabt haben, als jetzt der Mensch. Es macht mich traurig, diese ewigen Felder zu sehen ohne eine freundliche Menschenwohnung.“ Das Mädchen schwieg bescheiden. „Dort seh' ich schon die Thürme,“ sagte sie nach einer Weile.

„So muß ich mein Notizbuch bei Seite legen. Es könnte Jemand des Weges kommen und diesen guten Kleinstädtern eine gelehrte Frau verrathen.“

Sie waren am Thore. Die Schildwache rief nach mittelalterlichem Brauch: „Wer da!“ und auf die Erwiederung, daß man nichts Steuerbares führe, wurde man eingelassen. Im Gasthose bei Frau Schleuder stiegen beide ab und begaben sich in die für sie bestellten Zimmer, wo ein Tisch bereits gedeckt stand. Nicht lange und der Pro-

feffor Schröter wurde angemeldet. „Geh' hinunter, Lisette!“ sprach die Dame, und der Eintretende fand sich mit Mariam allein. Sie bot ihm die Hand. Er wollte dieselbe an seine Lippen ziehen. „Nicht das!“ sagte sie und zog diese zurück. „Ich bin nur ein armes sterbliches Weib!“ — Sie winkte ihm neben ihr auf dem Sopha Platz zu nehmen. „Sie haben mir Großes zugemuthet, lieber Professor,“ sagte sie. „Ich soll Ihnen helfen, der Sie sich selbst nicht helfen können; das streitet gegen alle Erfahrung. Aber freilich — die Liebe kann Wunder thun.“

„Mariam!“ rief er und sein Auge leuchtete.

„Halt, nicht so!“ wandte sie ein. „Sie verstehen nicht, wie ich es meine. — Ich bin nicht gekommen, um Sie zu bestärken auf Ihrem Wege, ich bin gekommen, um Sie achten zu lernen.“

„Und wie wollen Sie das hier, wo mein ganzes Leben und Treiben mich mir selbst hassenswerth macht?“

„Indem ich Zeuge bin wie Sie Ihrem Leben eine andere Gestalt geben.“

„Nur an Ihrer Hand könnte ich das.“

„Diese Hand bietet sich Ihnen, als Freundin. Halten Sie sie in dem Sinne fest.“

„Nur als Freundin?“

„Nie anders. An ein zerrissenes Familienleben meinen Frieden knüpfen, dazu bin ich mir selbst zu lieb. — Ich könnte mich hinreißen lassen, aber ich werde über mich wachen und die Besonnenheit vor die Thüre stellen. Dürfte ich mir darin nicht trauen, so wäre ich nicht hier. — Führen Sie mich jetzt zu Ihrer Frau.“

„Aber, Mariam, die weiß ja von nichts.“

„Was braucht sie denn auch zu wissen? Eine Badebekanntschaft, — was sonst? Oder wenn Sie wollen, so melden Sie mich an; ich folge.“ —

Der Professor entfernte sich. Mariam suchte ihr Arbeitskästchen und ging langsam nach. Sie seufzte. „Ich soll ihm lehren ein Mann zu sein,“ sagte sie vor sich hin, „und fühle immer die Frau ihm gegenüber. Wo ich mich in Liebe ihm hingeben, an sein Herz sinken möchte; da muß ich rufen, „ich achte Sie nicht?“ — Und es ist Wahrheit. Ich achte ihn nicht, wie ich mich selbst nicht achten würde, sobald ich versuchte meinem eigenen Ideale zu entsprechen.“

Die Professorin hatte nach Ankündigung des Gastes schnell den Kaffeetisch geordnet. Sie empfing die Eintretende artig und ohne alle Befremdung; denn es fiel ihr nicht ein, daß ihr Gatte in irgend einer andern Beziehung zu ihr stehe, als in der einer flüchtigen Bekanntschaft. — Die Frauen nahmen neben einander auf dem Sopha Platz; der Professor setzte sich ihnen gegenüber und blickte besfangen in seine Tasse. Er war verlegen wegen einer Unterhaltung; denn seiner Frau gegenüber schien ihm nichts von dem, was er sonst mit Mariam sprach, geeignet. Diese aber wußte schnell den Ton zu treffen und plauderte mit der Professorin, als hätten sie sich lange Jahre gekannt. — „Sie werden doch nicht in den Gasthof zurückkehren, Sie bleiben zu Abend,“ sagte diese und Mariam blieb. — Die Stunden flogen wie Minuten. Als es elf geschlagen, geleitete endlich der Professor den Gast heim. „Nun?“ sagte er. „Nun!“ gab Mariam zurück. „Ich meine wie Ihnen meine Frau gefällt?“ fragte er zögernd. „Wie ich erwartete. Sie hätte eben alles das sein können, was Sie aus ihr zu machen vernachlässigt haben. — Ihr Männer habt uns Frauen gegenüber eine

schwere Sünde zu verantworten. — Wir sollen Eure Söhne erziehen, ehe wir noch selbst erzogen sind; dafür wird denn auch nichts aus Euch.“

Der Professor lachte. „Die Sache ist sehr ernst,“ fuhr Mariam fort. „Wo will Deutschland die Männer hernehmen, deren es bedarf in Zeiten der Noth? — Es findet sie nicht, so lange es keine Frauen bildet, die Mütter zu sein verstehen. — Warum die Klage, daß unsere Zeit das Familienleben untergrabe, daß die Religion kaum noch eine Form, daß aller Ernst und alle Freudigkeit des Lebens von uns gewichen? — Es ist weil uns die Frauen fehlten, die die Herzen ihrer Söhne bildeten, die sie lehrten aufschauen und in sich schauen und mit der Achtung vor der Mutter, die Achtung vor dem ganzen Geschlecht einprägten? — Das Heil unserer Zukunft beruht in den Frauen, das glauben Sie mir, lieber Professor! — Darum auch bilden Sie an Ihrer Gattin, damit sie dem Vaterlande Söhne und Töchter erziehe.“

Sie waren am Ziele. —

Mariam war auf den folgenden Tag von der Professorin zu Tisch geladen. Die Frühstunden ließ sie sich nicht gerne rauben, sie brachte dieselben

stets allein zu und schrieb und las, was nach der Zerstreuung des Tages nicht mit solcher Sammlung geschehen konnte. Um die anberaumte Stunde stellte sie sich pünktlich ein und fand den Professor schon ihrer harrend, während seine Gattin noch einer Besorgung halber in die Küche gegangen war. Sie erschien aber auch sogleich. Mariam legte ab, that ganz wie zu Hause, herzte die Kinder und bat dann die ganze Einrichtung zu sehen, damit sie sich ihre Freunde bei jeder Tagesbeschäftigung gegenwärtigen könne. — Sogleich erbot sich ihre freundliche Wirthin sie durch ihr ganzes Reich zu führen, dessen musterhafte Ordnung sie der Fremden vielleicht mit einigem Stolge in den kleinsten Details vor das Auge führte. Als sie an die Gemächer kamen, die man im Norden für den Gast aufbewahrt, rief Mariam, wie unwillkürlich: „Ach! liebe Frau Professorin, wie gerne richtete ich mich in diesem freundlichen Zimmer eine Weile ein! Könnten Sie sich wohl entschließen mich als Kostgängerin bei sich aufzunehmen? — Ich habe grade eine Arbeit vor, die sich hier so recht in der Stille beenden ließe.“

Die Professorin fand den Vorschlag höchst annehmbar. Erstlich war sie eine sehr sparsame Haus-

frau und überrechnete gleich den Vortheil der Miethe; dann fiel ihr daneben auch ein, daß vielleicht eine so muntere Hausgenossin die trübe Laune ihres Mannes aufhellen würde, und so willigte sie denn gerne ein, und auch der pecuniäre Punkt wurde alsobald beseitigt. — Der Professor sollte aber nicht von der Sache unterrichtet werden, bis das Zimmer dem Zwecke gemäß eingerichtet, und dies stille Einverständnis, dies kleine getheilte Geheimniß brachte die Frauen einander um vieles näher.

Der Professor sah Mariam fast nicht allein, außer am Abend, wenn er sie nach Hause begleitete. „Sie langweilen sich gewiß in der Gesellschaft meiner Frau,“ sagte er bedauernd; denn es war ihm nicht entgangen, daß sein Gast müde und abgespannt nur mit Mühe die Unterhaltung fortgeführt hatte. „Und wenn ich es thue, wessen Schuld ist es, als die Ihrige!“ entgegnete sie.

Einige Tage vergingen; da erfuhr der Professor plötzlich, daß Mariam diesen Abend nicht in ihren Gasthof zurückkehren werde. Er sah beide Frauen erstaunt an. Diese Einrichtung legte ihm ein Räthsel auf, das er nicht zu lösen vermochte, seine stumme Frage blieb jedoch ohne alle Antwort.

Das häusliche Leben hatte seit Mariam's Hiersein eine ganz andere Gestalt gewonnen. Statt wie sonst die Abende einsam in seiner Studierstube zuzubringen, erschien der Professor jetzt im Wohnzimmer, wo man sich gesellig um den Theetisch versammelte, bald vorlas, bald plauderte und die Zeit auf die angenehmste Weise verstreichen sah. Eine Universitätsstadt ist nie ohne eine Anzahl gebildeter Männer, und manche dieser Herren, denen die interessante Fremde bekannt geworden war, fanden sich gerne am Abend ein, um in diesem belebten Kreise ein paar Stunden zu verbringen. Die Professorin entfernte sich dann wohl häufig, um einer häuslichen Anordnung willen, oder auch um ihre Kinder zu besorgen; Mariam wußte es indessen bald dahin zu bringen, daß sie in dem Bezug eine andere Einrichtung traf. Sie stellte ihr vor, daß ihre Pflicht, als Frau vom Hause, von ihr fordere, gegenwärtig zu sein, wenn Gäste in ihrem Zimmer, und da sie von Natur fügsam war, so gab sie gerne hierin nach. Wochen entschwanden, und der Professor erholte sich sichtlich. Es war gleichsam, als athme seine Natur auf unter den heitern Eindrücken, als gewinne sein

ganzer Mensch bei diesem Austausch, der ihm Bedürfniß war. Mariam richtete häufig ihr Auge auf ihn, wenn er es nicht bemerkte. Die bleiche Farbe seines Gesichts war einem gesündern Aussehen gewichen, und sein Auge, das sonst so matt blickte, hatte einen hellen Glanz gewonnen.

Mariam's Züge erheiterten sich, während sie diese Beobachtungen anstellte; ein freundliches Lächeln umspielte auf einen Augenblick ihren Mund, dann aber seufzte sie plötzlich tief und schwer auf, und Trauer umflorte ihren heitern Blick. Es war, als ob Schmerz und Freude in ihr sich theilten, so oft ihr Auge auf ihm ruhte.

Wochen entschwanden. Düster hing der Himmel, der November sandte seine Schauer, und die sichere Behausung war der Ort, wohin der Mensch frohlockend flüchtete. Kaum ein Spaziergang konnte jetzt unternommen werden, und um die Stunden zu kürzen, blieben nur Arbeit und Lectüre, Ernst und Scherz, mit ihrem Wechsel, den die Außenwelt auf keine Weise unterbrach.

„Ich schätze mich glücklich, Sie hier zu haben, liebe Mariam!“ sagte die Professorin eines Tages, als das Unwetter draußen mit schauerlichem

Sturme an die Fenster flapperte und verschlossene Läden, eine erwärmende Flamme und helle Beleuchtung jene Behaglichkeit schufen, die uns den häuslichen Heerd im unwirthsamen Norden so werth macht.

„Glauben Sie es wohl, daß mein Gatte den ganzen Abend in seinem Zimmer bleiben würde, wenn er mich allein wüßte?“

„Ohne Zweifel! Sie würden ihm dann nicht die Aufmerksamkeit zuwenden, die Sie ihm jetzt, aus Artigkeit für mich schenken. — Sie würden ihm nicht zuhören, und wollte er Ihnen vorlesen, ihn jeden Augenblick unterbrechen. Nicht wahr? Hab' ich nicht Recht?“ fragte Mariam in scherzendem Tone.

„Benigstens nicht Unrecht;“ sagte die Professorin lächelnd. „Warum aber sollte ich mich auch immer nach ihm richten? Ist er mir nicht dieselbe Rücksicht schuldig?“

„Allerdings! Aber im Punkte der Bildung steht der Mann über der Frau, da muß sie sich an ihm emporranken, will sie eine glückliche Ehe erzielen. Sie muß Zeit für ihn haben, wenn er ihre Gesellschaft sucht, und ihn nicht mit den kleinen Details ihres Hauswesens quälen, die schon

an und für sich langweilig sind; aber im Wiedererzählen unerträglich werden.“

„Hätte ich Sie früher gekannt, Mariam, ich glaube, Sie wären im Stande gewesen, mich auf einen Weg zu leiten, der unser häusliches Leben angenehmer gestaltet hätte;“ sagte die Professorin plötzlich sehr ernst werdend.

„Das könnte sich noch jetzt machen, liebe Minna, wenn Sie es einmal versuchen wollten.“

„Was bleibt mir nun noch zu thun übrig, als was ich thue?“ sagte die Frau traurig. „Ich trage und dulde.“

„Fangen Sie ganz einfach damit an, Ihrem Manne gefallen zu wollen, und Sie werden ihm gefallen. Errathen Sie sinnig, was ihm Freude macht, und thun Sie es ungefragt. Veranlassen Sie ihn, daß er Ihnen mittheilt, was er schreibt, denkt, liest, und Sie sind fertig.“ —

„Ich verstehe nur so wenig von seinen Angelegenheiten.“

„Das lernt sich. Die Frau, die ihren Gatten liebt, hat auch ein Verständniß für das, was ihn beschäftigt. Versuchen Sie es auf ihn einzugehen!“

Eben trat der Professor ein. „So ernst?“

sagte er und sah Beide forschend an. „Darf man fragen, wovon hier die Rede war?“

„Von Ihnen;“ nahm Mariam das Wort. „Wir dachten schon, Sie würden heute gar nicht mit Ihren Arbeiten fertig werden. Es ist spät.“

„Es freut mich, daß ich vermißt wurde!“ erwiderte er mit einem vielsagenden Blick auf Mariam. „Ich hatte meinen Aufsatz über die Aegyptischen Pyramiden zu vollenden, und wollte nicht gerne aufhören, bis das letzte Wort geschrieben war.“

„Vielleicht liest Du uns denselben vor?“ fragte die Frau. Er maß sie mit einem Blicke unbeschreiblichen Erstaunens. —

„Wie kommst Du zu der Frage?“ sagte er dann halb spöttisch. „Oder hast Du etwa ein Schlummerstündchen nachzuholen?“

„Wie die Männer reden, liebe Minna, sobald wir etwas von ihrem Wissen abhaben wollen;“ sagte Mariam, wie scherzend. „Wir schenken Ihnen das Vorlesen darum doch nicht, Herr Professor, Sie mögen spötteln wie Sie wollen. Gleich nach dem Thee müssen Sie dem Wunsche Ihrer Frau genügen.“

„Ich besorge den jetzt gleich; es ist so kalt und unheimlich!“ sagte die Professorin und verließ das Zimmer.

„Mariam!“ rief der Professor, sah ihr zärtlich in das Auge und ergriff ihre Hand. „Wie danke ich Ihnen für Ihre Geduld! Aber es muß nun auch anders werden, so quälen will ich Sie nicht länger, meine Frau soll Alles erfahren und uns freien Spielraum lassen, unser Leben nach Wunsch zu gestalten.“

Sie zog ihre Hand ernst zurück. „Ich habe Ihnen schon früher meine Meinung über diesen Punkt ausgesprochen;“ sagte sie. „Meine Ansicht hat sich nicht geändert. Stören Sie unsere gegenseitigen Beziehungen nicht.“ Sie wurden unterbrochen. Etwas verwirrt eilte der Professor hinaus und holte sein Manuscript. Nach dem Thee, so wie alles abgetragen war, las er es vor, Mariam und seine Gattin saßen ihm mit einer Arbeit gegenüber und hörten aufmerksam zu, und ein paar Freunde des Hauses hatten in der Ferne Platz genommen. Keine Störung trat ein, kein unberufenes Geräusch ließ sich hören; die Kinder waren dem Mädchen übergeben worden mit der

Weisung, daß sie dieselben unter keiner Bedingung in das Zimmer sende. „Sie dürfen das nicht wie eine Vernachlässigung Ihrer Pflichten ansehen, liebe Professorin,“ hatte Mariam gesagt, „im Gegentheile! Sie waren erst Gattin und dann Mutter. Bleiben Sie das stets. Ihres Gatten Glück, seine Ruhe, seine Bequemlichkeit darf Ihnen nie minder theuer sein, wie das Ihrer Kinder. Sie sind seine Gefährtin auf der Bahn des Lebens, und sollen seine erste Freundin sein. Das werden Sie nie, so lange Sie ihm nur mit halbem Ohre zuhören, sobald Ihre Gedanken in der Küche oder in der Kinderstube sind, wenn er Sie von dem unterhält, was ihn beschäftigt. — Wir Frauen stehen den Männern an Kenntnissen nach, ihre Erziehung stellt sie uns immer voran, wie wir es auch anfangen mögen; wir können daher nicht verlangen, daß sie in der Ehe zu uns herabsteigen; sondern müssen mit ihnen zu gehen suchen. — Glauben Sie mir, Ihr Gatte wird Ihre Unterhaltung jeder andern vorziehen, sobald Sie Ihm mit Verstandniß zuhören. Mehr braucht ein Mann nicht. Regen Sie ihn nur stets an von dem zu sprechen, was ihm durch den Sinn geht, und er wird Ihre Gesell-

schaft suchen. Nehmen Sie die Erziehung Ihrer Töchter selbst in die Hand, dabei bilden Sie sich fort; lesen Sie die Bücher, die Ihr Gatte liest, damit er Sie davon unterhalten kann; thun Sie Alles in Bezug auf ihn, und Sie werden ihm bald das Ideal aller Frauen sein."

Die Professorin lächelte. Eine Stimme in ihrer Brust sagte ihr, daß Mariam Recht haben könne. — „Ich besitze nur so geringe Talente, und fürchte meinen Töchtern eine schlechte Ausbildung zu geben, wenn ich sie auf meinen Unterricht beschränke," bemerkte sie.

„Im Gegentheil!" warf Mariam ein. „Lesen Sie mit ihnen, sorgen Sie, daß sie denken lernen, und Sie haben Großes für sie gethan, liebe Professorin. Was nützt unsern Mädchen ihr sogenanntes Wissen, als sie zu verdummen? Ihr bißchen Trommeln auf dem Klavier, ihr Englisch und Französisch hat noch keinen Ehemann beglückt; denn die einzige Anwendung, die sie davon machen könnten, wäre die, ihre Kinder zu unterweisen, und diese unterlassen sie. Was sie erlernten, geschah aus Eitelkeit, nicht aus Beruf, und nicht aus Bildungstrieb; sobald dieser Sporn fehlt, langweilen sie sich

und schmollen, daß ihre Gatten nicht mit ihnen tändeln und Duette singen. Die Folge ist, daß kein Sohn mehr Achtung vor seiner Mutter hat, daß jeder Knabe im Hause regiert, warum, weil er die Ehrfurcht nicht fühlt, die allein der Ernst eines strengen Pflichtgefühls einflößt. Und unsere jungen Mädchen und Frauen wissen besser, wie viel Kiefern ein Wallfisch hat, als was Pflicht ist, und wie man eine gute Suppe kocht.“

„Sie sind strenge, Mariam; aber Sie haben Recht,“ sagte die Professorin nach einigem Nachsinnen. „Wie Sie sagen, so war es in dem Hause meiner Eltern und eben so würde es auch in dem meinigen geworden sein, hätte ich Sie nicht kennen gelernt. Statt mich meinem Gatten unterzuordnen und auf seine Weise einzugehen, fing ich bereits an, ihn zu bekämpfen, eine Opposition zu bilden, bei der die Kinder auf meine Seite traten. So ist es in vielen Familien. Der Vater hat immer Unrecht, man giebt scheinbar nach, lacht ins Häufchen und thut doch, was man will. Sie haben mich gelehrt, wie schön ein Familienleben sein kann, wenn die Frau sich die Achtung des Mannes zu verdienen weiß, und gewissermaßen der erste Minister in dem kleinen Staate

ist; — Sie sollen keine ungelehrte und auch keine undankbare Schülerin an mir gewonnen haben.“

Sie reichte Mariam die Hand, die diese lange in der ihrigen fest hielt und der andern dabei tief in das Auge sah. — „Gottlob! wenn Sie erkennen, wie glücklich Sie sein können, wenn Sie nur wollen,“ sagte sie bewegt und verließ das Zimmer.

Einige Tage lang wandelte die Professorin still und in sich gekehrt umher. Man sah ihr an, daß sie innerlich mit etwas beschäftigt war, wodurch sie gleichsam theilnahmlos gegen die Vorgänge der Außenwelt wurde. Mariam störte sie darin nicht, sie ahnte wohl, was in ihr vorging, enthielt sich aber jeder Frage, ja jeder Andeutung, die auf die kürzlich geführte Unterhaltung Bezug haben konnte. Sie wußte zu gut, daß dem Menschen von Außen her eigentlich nichts kommen kann, sobald nicht in ihm schon der Keim gelegen, der bei dem befruchtenden Sonnenblicke gewonnener Einsicht schnelle Blüthen treibt; sie wußte wohl, daß nur die eigene Ueberzeugung den Willen zu einem Entschlusse zu stärken vermochte, der mit der Vergangenheit brach, und die Zukunft unter einem neuen Gesichtspunkte in das Auge faßte. — Sie wartete also ruhig ab,

was hier reifen würde. Endlich, nach Verlauf einer Woche trat die Professorin früh bei ihr ein. Sie hatte geweint.

„Ich habe ausgekämpft, Mariam;“ sagte sie weich. „Sie wissen nicht, wie schwer es ist, auf sich selbst die Schuld seines zerstörten Glückes zuwälzen, während man glaubte jeder Anforderung zu entsprechen, die ein Gatte an seine Frau und an die Mutter seiner Kinder machen darf. Sie haben mir das Bewußtsein meiner Unfehlbarkeit genommen, und mich dadurch mit mir selbst entzweit; nun heißt es einen Weg einschlagen, der mich wieder mit mir versöhnt und das soll von heute an geschehen.“ —

Tief bewegt schloß Mariam sie an ihr Herz. Jetzt war der Sieg gewonnen.

Mit Erstaunen bemerkte der Professor, daß seine Gattin plötzlich ihr ganzes Hauswesen umschuf, ihre Tageszeit sorgfältig eintheilte, die kleinen Mädchen nicht mehr in die Schule sandte, und dafür, daß sie den Unterricht derselben übernahm, manche Rätherei von fremden Händen bewerkstelligen ließ; besonders aber überraschte ihn die Sorgfalt für ihre Toilette, die ihr, seit sie verheirathet war,

kaum mehr am Herzen gelegen, und saß sie nun so da, im zierlichen Hauskleide, unter ihren hübschen blühenden Kindern, so war das ein so schöner Anblick, daß er sie reizend finden mußte, so sehr er sich auch dagegen sträubte. Es war ihm unangenehm, sie täglich liebenswerther zu finden.

Unter solchen Eindrücken nahte das Weihnachtsfest heran, und von der Baronin von Bülow kam ein Brief, der eine Einladung enthielt, die die ganze Familie mit einschloß. „Ich bleibe jedenfalls mit den Kindern zurück,“ sagte die Professorin sogleich, weil ihr bescheidener Sinn diese Last keinem fremden Hause aufbürden wollte.

„Damit würden Sie Ihrem Gatten die ganze Freude verderben,“ fiel Mariam ein. „Es fehlt auf dem Lande nicht an Platz, die Baronin erwartet Sie, folglich ist kein Grund vorhanden, warum Sie das Familienfest nicht dort begehen wollten. Ich denke, wir reisen alle zusammen.“

Damit war die Sache abgemacht. Wäre dem Professor die Entscheidung überlassen worden, so hätte er wahrscheinlich vorgezogen, mit Mariam allein die Reise zu machen; jetzt aber wagte er nicht, einen solchen Wunsch laut werden zu lassen.

Er fügte sich ihrer Anordnung; aber ungern. Nach einem ungestörten Beisammensein mit ihr hatte er sich schon lange gesehnt, schon lange den Wunsch gehegt, endlich zu erfahren, welche Gestalt sie ihrem Verhältniß zu ihm zu geben gedanke. Daß es immer auf diesem Fuße bleiben könne, bleiben solle, das schien ihm nicht möglich; aber vergebens hatte er versucht, durch leise hingeworfene Fragen eine Aufklärung von ihr zu erhalten. Sie beachtete seine Worte nicht, oder auch maß ihr dunkles Auge ihn mit einem so tief traurigen Blicke, das er davor verstummte.

So brach denn der Tag der Abreise endlich herein, ohne daß es zu einer Erklärung gekommen war. In einem vierstigen Wagen hatten Alle Platz genommen, und schaueten heiter in die Winterlandschaft hinaus, die heute ihr erstes weißes Gewand anlegte. Mariam sah bleich und angegriffen aus. Die Professorin bemerkte es, und schob es auf zu angestrengte Geistesarbeit. „Sie mögen Recht haben, liebe Freundin!“ versetzte Jene. „Ich fühle mich ermattet. Der Aufenthalt auf dem Lande wird aber bald alles wieder herstellen. Ich bin überdem eine Natur, die von innen heraus

sich frei ausleben muß, und das kann man in einer kleinen Stadt nicht wohl thun. Der enge Geisteskreis der Leute nimmt da überall Anstoß, und das ist peinlich."

"Aber zu Hause, unter uns waren Sie doch frei?" bemerkte der Professor.

"Auch nicht ganz," erwiderte sie lächelnd. "Ich stand Ihnen noch zu fremd gegenüber. Ich konnte mich nicht in meiner ganzen Eigenthümlichkeit geben, ohne die Besorgniß mißverstanden zu werden. Auch war ich Ihr Gast, und unsere Beziehung zu einander ruhte auf keiner Basis, unter solchen Umständen beobachtet man mehr, als daß man frei herausgeht."

"Ihre Aeußerungen bekümmern mich," sagte der Professor ernst. "Auf diese Weise kann Ihnen die Zeit bei uns nicht angenehm verstrichen sein."

"Warum nicht?" sagte Mariam leicht. "Es kommt ja nur darauf an, was man von der Zeit verlangt? Erfüllt sie den Zweck, den wir uns vorgesetzt, so verstreicht sie immer auf die rechte Weise."

Damit war das Gespräch abgebrochen. Der Professor nahm eine Cigarre heraus und blies

seine Rauchwolken zum Fenster hinaus. Er dachte den Worten Mariam's nach. Welchen Zweck hatte sie denn erreicht?

Am Abend, gegen die achte Stunde, langten sie auf dem Gute der Baronin an, wo eben im Bohnzimmer ein mächtiger Tannenbaum angezündet wurde. Freunde und Diener harrten schon im Vorzimmer der sie berufenden Glocke, und auch die Neuangekommenen gesellten sich bald den Harrenden bei. Jetzt öffneten sich die beiden Flügeltüren und Mariam lag in den Armen ihrer Freundin. Der Professor stellte seine Frau vor, die auf das Freundlichste bewillkommt ward; dann zerstreute die Besichtigung der Geschenke sämtliche Glieder des Kreises, von denen heute keins vergessen war.

Als der Professor am nächsten Morgen in das Frühstückszimmer trat, fand er die Baronin allein am Kaffeetische beschäftigt. Sie bot ihm herzlich die Hand. „Wie wohl Sie aussehn,“ sagte sie. „Ich habe mich schon am gestrigen Abend darüber gefreut.“

„Meine Gesundheit ist wirklich bedeutend

besser," versetzte er. „Der Besuch Ihrer Freundin hat mehr für mich gethan, als alle Aerzte.“

„Das freut mich! Wie wird es nun aber künftig werden, wenn sie nicht mehr bei Ihnen ist?“

„Die Möglichkeit habe ich mir noch nicht vorgestellt," versetzte der Professor bestürzt. „Sie denkt doch nicht daran, hier bei Ihnen zurückzubleiben?“

„Das thut sie allerdings," sprach eine Stimme hinter ihm und Mariam blickte lächelnd über seine Schulter. „Wenn ein Arzt den Kranken hergestellt hat, dann überläßt er ihn seiner eigenen Führung. Ich lasse Sie überdem in guten Händen. Ihre Gattin wird sorgen, daß kein Rückfall stattfindet.“

„Mariam!" rief der Professor und sprang auf, um nach ihrer Hand zu greifen, die auf seiner Schulter geruht hatte. „So gleichgültig wollen Sie mich aufgeben?“

„Undankbarer!" sagte sie lächelnd, „so wenig erkennen Sie meine gute Absicht, die nur Ihr Glück will und dahin trachtet, Sie in den Beziehungen zu erhalten, wo Sie meine und aller guten Menschen Achtung verdienen.“

„Aber, Mariam! was hoffte ich nicht Alles?“ sagte der Professor weich.

„Selbsttäuschung! lieber Freund. Was Sie in mir suchten, das haben Sie jetzt auch in Ihrer Gattin, ein Wesen, das Sie erkennt, die auf Sie eingeht und nur für Sie und in Ihnen lebt. — Ihr Herren der Erde seid nun einmal so,“ fügte sie schalkhaft hinzu, „Euch ist nicht wohl, wenn Ihr nicht vor irgend Jemand unschlbar seid, und das ganze Geheimniß einer glücklichen Ehe besteht darin, daß die Frau die Klugheit besitzt, dem Gatten einen Altar zu errichten. Aber Scherz bei Seite, Sie werden jetzt ohne mich glücklich sein, und daß ich dazu beitrug, daß Sie es wurden, das wird eine goldene Erinnerung für mich sein. Es war eine schwere Aufgabe, mein Freund, und ich habe Anspruch auf Ihre Achtung, daß ich sie löste.“

Der Professor drückte mit stummer Bewegung ihre Hand an seine Lippen. „Mariam,“ flüsterte er, „Sie lieben ist nicht mehr das rechte Wort; anbeten muß man Sie.“

Ein Strahl der Freude bligte in ihrem schönen, dunkeln Auge auf.

„So habe ich einen Freund in Ihnen ge-

wonnen," sagte sie mit heiterer Zuversicht, „einen Freund, der mich jedes Vertrauens werth achtet, das weiß ich bestimmt. Und theuer habe ich ihn mir erworben, diesen Freund, theurer, als Sie es ahnen," flüsterte sie noch, während schon andere Gäste eintraten und man an dem allgemeinen Frühstückstische Platz nahm.

Einige Jahre später wurde der Professor an eine größere Universität berufen, wo seine Gattin allgemein den Ruf erwarb, eine der geistreichsten und liebenswürdigsten Frauen zu sein. Häufig kehrte ihr Gatte mit befriedigter Miene heim, und berichtete, wie viel Lobendes man ihm über den Verein so schöner Eigenschaften gesagt; dann wies sie lächelnd auf Mariam's Bild, das über ihrem Schreibtische hing und sagte: — Dank dieser da! —

Der Vikar.

Aus dem englischen Leben.

Pfingsten, das fröhliche Fest war gekommen. Hell stieg die Sonne aus dem Osten herauf und küßte den Thau von den Gräsern, die Kelche der Blumen öffneten sich, und die gefiederten Bewohner des Waldes stimmten ihr munteres Loblied an. — Das lustige Grün des Maibaumes prangte an Fenstern und Thüren, und die Jugend des Dorfes kam überall aus den wohlgekehrten Hütten hervor, um dem willkommenen Tage die frohen Gesichter zu zeigen. — Bald folgten die Aeltern ihnen nach, geschmückt mit den reinlichen Sonntagsgewändern, und Wege und Pfade füllten sich mit Leuten, die beim ersten Klang der hellen Kirchenglocken sich

auf den Weg machten, um das nächste Dörfchen zu erreichen, noch ehe der letzte Ton verhallte. —

In einem Dörfchen, dessen wenige Häuser sich unter schattigem Baumgrün versteckten, war die kleine, nicht eben geschmackvoll erbaute Kirche besonders festlich geschmückt. Auf dem Pfade, der zu ihr führte, sah man Blumen gestreuet, und folgte man diesen lieblichen Wegweisern, so gelangte man unter ihrer Leitung bis an die Thüre der Pfarrwohnung, die in bescheidener Einfachheit am Ende des Dörfchens zu finden war. — Hier trat so eben ein bleicher junger Mann an das Fenster, und richtete den Blick trübe sinnend zu den Wolken auf, während das Ohr sich den Tönen lieb, die die kleinen Glocken mit spitzer Schärfe zu ihm her sandten. Er mußte ihren Klang jedoch verstehen; denn plötzlich, als hätten sie ihm zugerufen, daß sein längeres Zögern hier unstatthaft sei, ergriff er sein Gebetbuch und sein Manuscript, und schritt mit einem schweren Seufzer dem Ausgange zu. — Es war seine Antrittspredigt, die er halten sollte; denn dieses kleine Vicariat war ihm von der Universität Cambridge als Belohnung für sein glänzend bestandenes Examen verliehen.

Die Dorfbewohner standen noch auf der Straße theils in Gruppen, theils paarweise umher, und sandten neugierige Blicke des Weges, um den ihnen noch unbekannten Geistlichen zu erspähen. Jetzt nahte derselbe langsamen Schrittes, und Aller Hüte flogen mit einem Worte des Willkommens ehrerbietig vor ihm ab. — Er erwiderte ihren Gruß freundlich, jedoch ernst; und wieder entstieg ein schwerer Seufzer seiner Brust, denn, — aller Blicke haften jetzt auf einem seiner Füße, der kürzer war, und ihn zu einem bemerkbaren Hinken nöthigte. Sichtlich war der Eindruck, den dieser körperliche Fehler hervorbrachte, ein ungünstiger; denn jedes Gesicht verlängerte sich unter demselben, und das freundlichste Lächeln des Wohlwollens umspielte schon keine Lippe mehr. —

Die Kirche war jetzt erreicht; er legte in der Sacristei das weiße Chorhemd an, das in der englischen Kirche gebräuchlich ist, bestieg das Catheder und fing das erste Gebet mit „Dearly beloved brethern“ zu lesen an. Sein Haupt war entblößt, der Strahl des Lichtes traf ihn gerade durch das Fenster in seinem Rücken und erleuchtete sein Haar mit dem Scheine des feurigsten Rothes; dazu war

die eine Hand, die ein Handschuh bedeckte, fest geschlossen, und bewegte sich wie ein durch Lähmung untaugliches Glied. —

Seine Rede behandelte die Vergänglichkeit alles Irdischen und war musterhaft durchgeführt; dennoch erwärmte sie kein Herz, als das des Redners selbst, der unter dem Feuer seiner eigenen Worte erglühte, und momentan den Zug des Kummers verlor, der sonst, wie stereotyp, seinem Gesichte eingeprägt schien. Erst als er geendet und der gegenwärtige Augenblick seine volle Berechtigung forderte, — als er wieder auf sich selbst und auf die Gemeinde blickte, deren Seelenhirte er auf Lebenszeit zu sein berufen war, — da trübte sich das eben noch leuchtende Auge, und das erhobene Haupt senkte sich wie unter dem Gewichte einer schweren Prüfung.

Als er aus der Kirche trat und Niemand auf seinem Wege stand, als er einsam den Pfad wanderte, wo die Blumen jetzt welk und zertreten mit weinenden Augen zu ihm aufblickten und Klage führten über ihr schnell zerstörtes Frühlingsleben; da umspielte ein bitteres Lächeln seine Lippe. Wollte er ihnen vielleicht vorwerfen, daß der Mai seines

Lebens nie das frische Grün gekannt, das an Hoffnungen und Ahndungen so reich, die Knospen und Blüthen in Fülle erschaut?

In seine kleine Wohnung zurückgekehrt, rüdt er seinen weiten Armstuhl an das Fenster und schaute gedankenvoll in den kleinen Garten hinaus, der seinen Landbesitz ausmachte. Ein großer Bücherschrank, ein Klavier, ein paar Stühle und ein Tisch, war die ganze Einrichtung, die er für seine Bequemlichkeit hatte treffen können. Eine Magd, die seinem Haushalte vorstand, trug jetzt eben sein einfaches Mahl in dampfenden Schüsseln auf.

„Dies wäre nun das Alpha und Omega meines Lebens,“ bemerkte er halblaut gegen sich selbst, als die Dienerin das Zimmer wieder verlassen; „hier habe ich das Ziel erreicht, das ich mir stecken durfte, und muß nun mit Geduld und Selbstverleugnung den rauhen Pfad wandeln, den mir die ewige Vorsticht vorgezeichnet hat. Wollte ich auch ein Anderes; möchte und könnte mein Geist auch eine Sphäre erstreben, die mir ein größeres Feld für meine Thätigkeit verliehe: so ist ja dieser Fuß und diese Hand die ewig mahnende Stimme, die mich vor jedem Paradiese zurückscheucht. Es ist der

Fluch meiner unglücklichen Mutter, den ich zu tragen berufen bin.

Als die Sonne sich dem Horizonte zuneigte, schritt der Geistliche langsam dem Hause des Pächters zu, das von der Straße, durch einen großen Hof, mit einem Teiche und manchen Wirthschaftsgebäuden, getrennt, unter einem Laubdache von Immergrün versteckt lag. Um die kleinen Fenster zog sich der wilde Rosenstock, der eben seine Blüthen entfaltete, und Primeln und Crocos prangten in Fülle auf den Beeten zu beiden Seiten des Eingangs. Ein munteres „Herein!“ hieß dem Gaste zu öffnen, und gleich im Vorzimmer gewahrte derselbe die Familie in sonntäglicher Ruhe vor dem Kamine versammelt, in welchem eine Flamme loderte, neben der ein Theekessel einladend dampfte.

„Legen Sie ab und setzen Sie sich zu uns, Herr Williams!“ hieß des Pächters wohlgemeinte Mahnung, der der Angeredete auch willig Folge leistete. „Wir sind nur schlichte Leute, wollen Sie mit uns vorlieb nehmen so wie wir sind, dann sollen Sie uns herzlich willkommen sein; aber viel Worte

kann ich nicht machen, und meine Frau da eben so wenig.“

Der Geistliche versicherte, daß er den Sinn zu schätzen wisse, und diese biedere wohlmeinende Weise den hohlen Phrasen der Städter vorziehe. Der Pächter schien mit dieser Erklärung zufrieden und ging nun zu den Angelegenheiten des Dorfes über, dessen Verhältnisse er einem neuen Ankömmling auseinander zu setzen für Pflicht hielt. Herr Williams hörte ihm achtsam zu. In der Beziehung, wie er zu den Bewohnern stehen sollte, konnte es ihm nur angenehm sein, in die Verhältnisse derselben eingeweiht zu werden, ehe er den ersten Schritt zu einer freundlichen Annäherung that. Ellen, die älteste Tochter des Pächters, ein Mädchen von sechzehn Jahren, bereitete unterdessen den Thee und reichte dem Gaste gebührend zuerst von Allem, was der Tisch bot. Die Mutter hörte der Unterhaltung der beiden Männer zu, in die sie dann und wann, wenn sich die Gelegenheit bot, auch wohl ein Wort einfließen ließ. „Eine erwachsene Tochter ist Ihnen gewiß eine rechte Stütze, Frau Brown!“ bemerkte der Geistliche, um der Mutter etwas Verbindliches zu sagen. „Meine Frau thut nur

alles am liebsten selbst“ nahm der Pächter das Wort, „und läßt sich draußen in der Wirthschaft wenig abnehmen. Nun, kommt Zeit kommt Rath! Wenn es Noth thut, wird Ellen schon lernen, was zu einer guten Hausfrau erforderlich ist; jezt aber hat sie noch nicht so recht Lust dazu und steckt lieber hinter den Büchern. Sie wird Sie gewiß noch oft darum angehen, daß Sie ihr etwas zu lesen leihen.“

„Meine Bibliothek steht Ihnen mit Vergnügen zu Diensten, Miß Ellen.“

„Da haben wir's,“ lachte der Pächter; „das ist ihr grade gesundes Essen. Aber wissen Sie was, Herr Pfarrer? Das Mädchen hat sich in den Kopf gesetzt, Französisch lernen zu wollen und plagt mich ohne Aufhören, bei Ihnen anzufragen, ob Sie ihr wohl einige Stunden geben würden. Was meinen Sie dazu? — Ich begreife nur eigentlich nicht, was sie damit will, es ist ja weggeworfene Zeit.“

„Das wollen wir nun doch nicht annehmen, Herr Brown,“ erwiederte der Pfarrer. — „Was man lernt, trägt immer seine Zinsen, und oft kommt ganz unerwartet der Augenblick, wo uns

ein bis dahin unbenutztes Wissen gute Früchte trägt.“

„Ja, wenn Sie ihr das Wort reden, dann muß ich mich wohl ergeben. — Meine Frau und ich sind freilich ohne Französisch durch die Welt gekommen.“

„Wenn Du nun aber nach Paris reisen wolltest, Papa,“ fiel hier die Tochter ein, die diesem Theile des Gespräches ihre ganze Aufmerksamkeit geschenkt hatte.

„Ja wenn? mein Kind! Aber so thöricht werden Deine Mutter und ich nicht sein. Bleibe zu Hause und nähre dich redlich, so heißt es bei uns.“

„Die Jugend ist jetzt reisefreudig, Herr Brown,“ versetzte der junge Pfarrer. „Das machen die Dampfboote und Eisenbahnen. — Jeder will doch einmal auf dem Continente gewesen sein. Und wenn Sie diese Mode auch nicht mehr mit machen, so . . . wissen Sie noch nicht, wie Ihr zukünftiger Schwiegersohn über diesen Punkt denkt, und dann würde eine fremde Sprache allerdings ihren Nutzen für Fräulein Ellen haben.“

„Nun, hoffentlich wird meine Tochter einen vernünftigen Mann wählen, und keinen Landläufer

Aber eh' ich es vergesse, Herr Pfarrer, wie steht es mit Ihnen in diesem Punkte? Hier auf dem Lande ist es nicht gut, daß der Mensch allein sei."

Der Geistliche war bis unter die Augen er-röthet, und sammelte sich verlegen um eine Antwort zu ertheilen, während Ellen, mit der den Mädchen eigenen Neugierde, durch einen ver-stohlenen Seitenblick die Erwiederung von seinen Lippen zu lesen schien. — „Wie sehr man auch auf dem Lande eines Familienlebens bedürftig sein mag," hub er endlich zögernd an, „so fühle ich doch die Pflicht, demselben zu entsagen."

„Sie meinen weil die Bibel sagt: heirathen ist gut, aber nicht heirathen ist besser," gab der Pächter zurück. „Aber, mit Verlaub, Herr Pfarrer, wollten wir den Spruch so ganz gelten lassen, was würde dann aus der Welt werden?"

„Da haben Sie ganz recht, Herr Brown, und es sind auch keineswegs religiöse Skrupel, die mir den ledigen Stand gebieten; es ist die Unmöglich-keit, ein Mädchen zu finden, die mir als Gattin zur Seite stehen möchte."

Diese Worte waren zu tief aus der Seele gesprochen, um den Hörern in ihrer traurigen

Andeutung zu entgehen. Ellen senkte sogleich den Blick schüchtern in den Schooß, aus Sorge, daß ihr Auge die körperlichen Mängel des armen Mannes treffen möchte, die Mutter sah ihn mit gutmüthiger Theilnahme an und Herr Brown nahm das Wort mit einem ermutigenden: „Nun, nun! Herr Pfarrer! So schlimm muß man sich die Sache nicht gleich vorstellen! Die Mädchen sind nicht alle so einfältig, nur auf Schönheit zu sehen, und das Sprichwort sagt, wie Sie wissen: „es ist kein Topf so krumm, es findet sich ein Deckel dazu.“

„Daneben darf ich auch nicht übersehen wie wenig ich einer Frau zu bieten habe, Herr Brown. Meine Pfarre ist nicht einträglich und eigenes Vermögen besitze ich nicht; mein häusliches Leben ist daher großen Einschränkungen unterworfen.“

„Da müssen wir Ihnen eine Frau suchen, die ein wenig Vermögen hat. Meine Gehälfte wird schon für Sie aussehn, Herr Pfarrer. Lassen Sie sich darum nur keine grauen Haare wachsen, es giebt gottlob! noch Mädchen hier herum, die tüchtig und wirthschaftlich sind, und die lieber ihr Huhn im Topfe sehen, als ihre Zeit mit ausländischem Kauderwelsch verbringen.“

Herr Williams dankte für die gutgemeinte Rede und erhob sich um Abschied zu nehmen. Herr Brown drückte ihm derb die Hand und sagte wohlwollend: „Und kommen Sie nur recht oft zu uns, Herr Pfarrer, so oft Sie Lust haben und Ihnen der Thee allein nicht schmeckt, steht immer eine Tasse für Sie da. Und auch sonst rechnen Sie auf mich. — Sie scheinen mir ein braver Mann zu sein, mit dem sich reden läßt, trotz Ihrer Gelehrsamkeit, und was Ihren Fuß betrifft, so bin ich der Mann nicht, daran Anstoß zu nehmen, dafür sei Gott.“

Die Thüre des laubumsponnenen Häuschens schloß sich, der Geistliche hielt seine Schritte an, blickte zu dem sternbesäeten Himmelszelt auf und ein tiefer Seufzer entstieg seiner Brust. „Wenn dort eine Ausgleichung ist,“ sprach er leise vor sich hin, „so hat sie mir Vieles zu ersetzen, ja Alles! — Ein ganzes Leben und mehr als das, auch die Aufgabe es gelebt zu haben. — Der Knabe kannte keine Kinderspiele, der Jüngling war kein Gefährte für die Genossen seines Alters, und der Mann ist an die Scholle gefesselt, wo die Unwissenheit und der Aberglaube seine körperlichen

Mängel für ein Zeichen des bösen Geistes nimmt. — Gibt es ein Schicksal auf dieser Erde, das dem meinigen an Herbe zu vergleichen wäre? — Das Alter, wie die Jugend, flieht mich mit scheuen Blicken, und Mißtrauen ist die erste Empfindung, die man mir entgegen trägt. Jahre werden dazu gehören, ehe man sich an meinen Anblick gewöhnt hat und meinen Zuspruch in den Stunden der Noth mit Wohlwollen hinnimmt. Und diese Jahre! — Mein Gott! könnte doch dieser Kelch an meiner Lippe vorübergehen! Könnte ich doch wandeln, wo kein menschlicher Fuß je getreten, mir ein Zelt in einer Wüste aufschlagen, wohin kein Reisender sich verirrt, oder in tiefer Waldeinsamkeit mich von Kräutern und Wurzeln nähren; — dann vergäße ich das Zeichen, das die Natur mir aufgedrückt und freute mich mit dem Gedanken das Unendliche erreichen zu können. Aber hier, — unter den Menschen, — wird dies arme Herz nie die Freude kennen!“ —

Langsamem Schrittes ging er seiner Behausung zu, während die Unken im Teiche ihre traurigen Weisen sangen und der Nachtwind in den hohen Ulmen mit vielstimmigem Flüstern zu ihm

redete, als verstände die Natur, daß hier ein Trauriger wandele, dem sie aus ihrem großen Herzen mütterlich zusprechen müsse. — Im Dorfe schlief schon Alles, jedes Häuschen war geschlossen und der Friede hatte sich auf die Ruhestätten der Betriebsamen gesenkt, die mit der Lerche ihr Frühstück verzehren sollten. Sie ahnten nicht, wer hier in stiller Nacht an ihren Wohnungen vorüberschlich und in tief gekränktem Herzen das Mißwollen trug, mit dem sie sich heute von ihm abgewendet. Ihre Sünde war nicht die des Wissens, es war die der Einfalt. Sie schliefen den Schlaf der Gerechten; in der kleinen Pfarrwohnung aber drang der Schein der Lampe noch düster durch die Spalten, als schon der erste Hahnenschrei den erwachenden Tag verkündete. —

Der Herbst hatte die Bäume gefärbt. Die Aester blüheten auf den Beeten, und in den Speichern lag die reiche Ernte aufgehäuft. — Ueber die Stoppeln schritt jetzt der Jäger muntern Blickes, in der Hoffnung reicher Beute, der Gase und das Rebhuhn flohen scheu vor dem nahenden Feinde, während der treue Jagdhund, den Kopf tief zur

Erde geneigt, eifrig ihre Spur verfolgte. Der listige Reinecke wagte sich kaum noch hervor; denn siehe! dort von der Anhöhe nahte sich eine Reiter-schaar, weithin leuchteten die scharlachfarbenen Röcke, die stolzen Rappen wieherten in Erwartung ihres Rennens, und die Koppel der Hunde, die den Zug begleitete, ersahnte unruhig den Augenblick, wo sie, losgelassen, weithin die Felder durchspähen und den vorsichtigen Feind in seiner Höhle auffinden sollte.

Der Pächter hatte sein Frühstück verzehrt und trat vor seine Wohnung hinaus, um, nach der Weise des Landmanns, erst das Wetter zu beurtheilen, ehe er über die am Tage auszuführenden Arbeiten entschied. Da drang das Klaffen der Hunde an sein Ohr, und neugierig schritt er vor das Dorf hinaus, um nachzusehen, in welcher Richtung der wilde Lauf dieser Jagd wohl seinen Zug nehmen werde. In gestrecktem Galopp flog die rothe Reiter-schaar bereits des Weges dahin, über Gräben, Hecken und Zäune ging es fort, als hätten die Roffe Flügel, und nicht lange währte es, so war die ganze muntere Rotte dem Blicke entrückt. —

Auch der Geistliche war vor seine Thüre hinausgetreten, um den Zug, so weit es ihm möglich war, mit dem Auge zu begleiten. „Wie kann der Mensch nur mit dem Kostbarsten, das er besitzt, mit seinem Leben, ein so leichtsinniges Spiel treiben!“ sagte er zu sich selbst, und wandte sich um, seine Schritte dem kleinen Pächterhause zuzulenken. — Hier saß Ellen in dem zweiten Zimmer, das nicht für den täglichen Gebrauch diente, und das mit schön geschnitzten alten Schränken und Tischen geziert war, Erbstücke, die seit Generationen in der Familie, und die so sorgfältig gehalten wurden, daß man sich in ihnen spiegeln konnte. Auf dem Gesimse über dem Kamin standen altmodische Tassen und Zierrathe von Porzellan sauber aufgestellt.

In diesem Gemache, das sonst nur bei Kindtaufen und andern feierlichen Familienfesten, wo der Arzt, der Geistliche und andere Ehrengäste geladen wurden, benutzt ward, durfte Ellen auf besondere Vergünstigung sich aufhalten, um ihren Unterricht im Französischen zu nehmen, und auch um sich auf diese Stunde vorzubereiten. Es klopfte jetzt, und auf ihr „Herein!“ trat der Geistliche ein.

Sie erhob sich und bot ihm, nach der Sitte des Landes, mit einem „guten Tag,“ die niedliche Hand, die er in der seinigen hielt, man möchte sagen, ohne dieselbe zu berühren; — denn er war blöde ihr gegenüber. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er sich in so vertraulicher Beziehung zu einem jungen Mädchen sah, und während sie ganz unbefangen neben ihm saß, und nur den Lehrer in ihm gewahrte, zitterte er vor dem Hauche ihres Mundes, oder dem Knittern ihres Kleides. —

„Sie sind heute später gekommen, Herr Williams. Ich habe schon eine halbe Stunde recht ungeduldig nach Ihnen ausgesehen,“ bemerkte sie, indem sie Platz nahm und die Bücher zurechtschob.

„Wirklich?“ versetzte er, indem ein Strahl der Freude über sein Gesicht glitt und er sie mit einem scheuen Seitenblicke maß. „Hätte mir ahnen können, daß die kleine Verspätung Ihnen unlieb, Miß Ellen, so würde ich den Fuchsjägern keinen Blick geschenkt haben.“

„Eine Jagd? — Ach! hätte ich das nur gewußt, Herr Williams. Ich sehe es so gern, wenn die rothen Möcke über die Felder fliegen. Und die schönen Pferde! Wie gern möchte ich auch reiten!“

„Sie haben es noch nie versucht?“

„Nein; denn der Vater will es nicht.“

„Vielleicht würde es Ihnen auch gar den Spaß nicht machen, den Sie davon erwarten.“

„Doch, doch! Wenn ich nur dürfte! Herr Wilson hat den Vater oft gebeten, er will mir ein ruhiges Pferd leihen, und mit mir reiten; aber alles vergebens! — So lange ich im elterlichen Hause bin, ist wenig Hoffnung dazu.“

Das Herz des Geistlichen zog sich eng zusammen, während alles Blut in seine Wangen fuhr. „Sie denken also schon von hier zu scheiden?“ fragte er mit einer Stimme, deren Zittern er kaum zu unterdrücken vermochte.

„O nein! Ich meine nur!“

„Sie möchten vielleicht nicht immer in diesem Dorfe leben?“ fragte er in ängstlicher Erwartung.

„Warum nicht? — Ob hier, ob sonst wo! auf dem Lande muß ich nun doch einmal bleiben, das ist mein Geschick. Die Tochter eines Pächters verheirathet sich selten an einen Städter; man geht nur mit seinen Nachbarn um und geräth da im allerhöchsten Falle an einen Landpfarrer. Also immer wieder auf dem Lande,“ sagte sie scherzend. —

„Würden Sie einem Geistlichen vor einem Pächter den Vorzug geben?“ fragte Herr Williams mit Bangen.

„Um! Das grade nicht. Es kommt ganz darauf an, ob mir der Mann gefällt. Sie wissen doch, daß ich die Erbin von dieser Pachtung bin, also ein kleines Interesse daran habe. Die Eltern würden es überhaupt nicht gern sehen, wenn ich mich von hier entfernte.“

„Da bleiben Sie am Ende doch ganz bei uns, und tragen zu unser aller Freude bei, sprach der Geistliche mit einem neuen Blick der Hoffnung.

„Und fahre als Miß Ellen in die Grube? Danke schön! Herr Williams,“ sprach sie neckend und schlug die Seite auf, wo sie zuletzt im Buche stehen geblieben.

Der Geistliche ging einen Augenblick mit sich selbst zu Rathe. Sollte er jetzt reden, oder — war die Zeit noch nicht gekommen? — Er schwieg. Wie, wenn sie ihn nicht liebte? Wie, wenn sie auf seinen lahmen Fuß blickte und ihn verwarf? — Nein, nein! Er mußte erst einen Beweis ihrer Zuneigung haben, eher durfte er den glühenden Wünschen seines Herzens keine Worte leihen. Viel-

leicht war ihr Besitz ein zu großes Glück für ihn; denn er hatte ihr ja so wenig zu bieten. Und dennoch wieder schien ihm seine Liebe so reich, daß er meinte, sie müsse in ihrer Fülle einen Himmel schaffen können. Er seufzte tief. —

„Wem galt das, Herr Williams?“ sagte Ellen neckend. „Sie scheinen mir heute zerstreut und nicht bei unserer Lecture.“

„Ich war bei Ihnen,“ versetzte er bedeutsam und blickte ihr zum ersten Male, seit er sie kannte, in das Auge. Ueberraschung malte sich in ihren Zügen, — hatte der dem Mädchen inwohnende Instinkt ihr plötzlich verrathen, was ihren Lehrer bewegte? — sie erröthete bis unter die Augen und suchte in ihrem Buche, wo sie geblieben. —

Beim Abschiede wagte der Geistliche einen leisen Druck der ihm gebotenen Hand und glaubte denselben fast unmerklich erwidert. Wie ein Jubelton zog es durch sein Herz, seine schönste, höchste Hoffnung winkte ihm jetzt mit Erfüllung, und er wußte nun mit einem Male, wie einem glücklichen Menschen zu Muthe sei. So leicht schritt er über die Erde, als sei ihm auch der Gebrauch des andern Fußes verliehen, und dabei that er

der Natur eine stille Abbitte, daß er ihr so lange schon immer nur von seinem Leid geredet und ihr nie eine Empfindung der Freude mitgebracht.

Seine Wohnung wollte ihm heute recht un- schön erscheinen, er musterte, was sich hier verändern lasse, er sann auf tausend Einrichtungen und Be- quemlichkeiten, und wollte sich nirgends mit dem bloß Nothwendigen zufrieden geben. Die alte Magd sah dem Herrn Pfarrer verwundert zu, wie er räumte, ordnete und nichts recht fand. Sie hatte ihn zuvor nie so eigen gesehen und schüttelte den Kopf, mit dem Bedenken, was nur in ihn gefahren.

Auch der Garten und die Blumen wurden einer Musterung unterworfen, und der wilde Wein, der sich zum Dache hinaufrankte, erfuhr kunst- gerechte Beschränkung. Indem er hier noch schnitt und band und ordnete, hörte er den lauten Schlag eines Hufes und als er umblickte, sah er Herrn Wilson im raschen Trabe durch das Dorf reiten. Eine unangenehme Empfindung durchzuckte ihn, er wußte nicht warum. Er fühlte sich plötzlich so muthlos, ließ die Scheere fallen, und eilte in sein Zimmer zurück.

In höchster Spannung sah der Geistliche sei-

ner nächsten Lehrstunde entgegen. Eine schlaflose Nacht ging dem ersehnten Morgen voran, und wieder zog er die Uhr hervor, ob die anberaumte Stunde noch nicht geschlagen. Endlich war es Zeit, er durfte jetzt seine Wanderung antreten, durfte hoffen die liebe Hand wieder in der seinigen zu halten. Er fand Ellen heute still, scheu, verlegen ihm gegenüber, und traf er ihren Blick, das Auge erröthend von ihm abwendend. Das machte ihn gerade muthig und wieder kehrte er hoffnungsfroh in seine Behausung zurück. So blieb es das nächste und wieder das nächste Mal, und immer höher stieg sein Muth, immer fester blickte er der Zukunft in das Auge. — Sie war jetzt auch sogar sorgfältiger gekleidet, ja irrte er nicht, so legte sie an dem Tage, wo er kam, ein neues Kleid an, das ihr besonders gut stand. Nach dieser Entdeckung durfte er nicht mehr zweifeln, nein; jetzt hatte er nichts mehr zu wagen und der nächste Sonntag wurde dazu ausersehen seine Bitte vorzubringen. Wie gewöhnlich aß er auch heute bei dem Pächter, und als der Gottesdienst beendet und er sein Kleid gewechselt, trat er mit glühenden Wangen den Weg zum Pächthofe an, den er so oft schon unter

den widersprechendsten Empfindungen aufgesucht. Ellen stand eben unter der Thür und verweilte, bis er herannahte, um ihn willkommen zu heißen. Das war ein gutes Omen. Schien es nicht, als ob sie seiner gewartet habe? Er blickte ihr wonnestrunknen in das Auge und wollte ihre Hand an sein Herz ziehen; da störte ihn lauter Fußes Schlag, und vor dem Stalle hielt Herr Wilson mit seinem Roß. Ellen lief in die Stube, Herr Williams folgte, und gleich darauf trat auch der junge Gutsnachbar, Herr Wilson, ein. Der Pächter schien besonders vergnügt. Dem sonntäglichen Roßbeaf folgte heute noch ein Pudding, und als nach diesem der große Käse und roher Selleri aufgetragen ward, war sogar eine Flasche Portwein dabei. „Auf die Gesundheit des jungen Paares!“ rief der Pächter, sein Glas erhebend. — Der Geistliche trauete seinen Ohren nicht; als aber Herr Wilson, den Toast annehmend, sein Glas an die Lippen führte, da wurde ihm Alles klar, und der Tod seiner Hoffnungen schrieb sich auf die erbleichende Wange. War es denn möglich? —

Sein Auge richtete sich verstohlen auf Ellen, ihre Blicke begegneten sich, sie wurde roth und sah



verlegen auf ihren Teller. — Hatte sie ihr Spiel mit ihm getrieben? — Mit diesem armen Herzen ihr Spiel getrieben? — Oh! über die Eitelkeit des Mädchens, das sich keine Eroberung entgehen ließ.

Als der Geistliche heute beim Sternenschimmer den Weg nach seiner Wohnung antrat, da blickte die halbe Scheibe des Mondes ihn so traurig an, die kleinen Himmelslichter sahen wie weinende Augen auf ihn herab und die Abendwinde küßten die Thräne von seiner bleichen Wange. Es war ein armes, um Glück und Hoffnung betrogenes Menschenherz, das leise durch Nacht und Wind in seine Behausung zurückkehrte. —

Als der nächste Morgen kam, da hieß es im Dorfe, der Pfarrer sei erkrankt, und als der Arzt an sein Lager trat, da sprach seine bedenkliche Miene aus, daß hier Alles zu besorgen sei. Der Geistliche aber wußte von dem Allen nichts, sein Geist irrte in irren Träumen, wo er Vergessenheit dessen fand, was ihn so tief gekränkt.

Wochen vergingen und immer noch schwebte der Todesengel über seinem Haupte, an seinem Lager aber wachte eine liebende Hand und wehrte ihn ab. Er meinte, es sei Ellen und nannte sie

Ellen; er bat ihr das Unrecht ab, das er ihr in seinem Herzen gethan, und flehte mit den zärtlichsten Namen um ihre Verzeihung, und sie verzieh ihm gerne; aber nicht Ellen war es, die ihm verzieh. Eine Jugendgespielin, eine weitläufige Verwandte, mißgestaltet, wie er, die die Freuden seiner Kinderjahre getheilt, weil sie die anderer Kinder nicht theilen können; sie war auf die Nachricht seiner Krankheit hergeeilt, dem Verlassenen ihre Pflege zu widmen. Wie eine Mutter bangte sie um ihn; wie eine Schwester liebte sie ihn, und mit der Aufopferung einer Geliebten wachte sie Nacht und Tag an seinem Lager. Das Leid, das ihn getroffen, und das sich hier in seinen irren Träumen enthüllte, griff tief in ihre Seele ein, wo auch eine Saite vibrirte, die von ähnlichen Mißtönen des Lebens zu singen hatte. Ihre Theilnahme wuchs durch dieses Mitempfinden und manche Thräne rollte über ihre Wangen, während sie den Worten lauschte, die ihr die Geheimnisse seines Herzens enthüllten.

Nach Wochen banger Sorge kehrte endlich ein gesunder Schlaf für den Kranken zurück, und ein Morgen brach an, an welchem er seine Umgebung

in ihrer wahren Gestalt erblickte. — Verwundert schweifte sein Blick umher und auf sein „Wo bin ich?“ trat seine treue Pflegerin an sein Lager, und wünschte ihm mit leuchtenden Blicken Glück zu seiner Genesung.

„Du hier, Auguste?“ fragte er verwundert. „Du hast die weite Reise aus Deinen Bergen hergemacht, um hier an meinem Lager zu wachen? Wie gut Du bist!“

Er drückte ihre Hand an seine Lippen. Sie hieß ihn schweigen, weil ihm die Rede noch verboten, und setzte sich still an sein Lager um seinen Puls zu zählen. Er betrachtete sie. — Sie war ihm sonst neben andern Mädchen so abschreckend häßlich erschienen, in ihrer kleinen verkrüppelten Gestalt, mit dem großen Kopfe und den langen Armen; aber, war es, weil er sie lange nicht gesehen, oder hatte sie sich wirklich verändert, genug sie kam ihm kaum noch unschön vor, besonders, wenn er in ihr Auge blickte, aus dem die volle Seele sprach, die ihre Züge, wie durchgeistete. Wer mochte nicht gerne auf diesem Gesichte weilen, das so viel Wohlwollen und so viel Güte ausdrückte!

Der Geistliche erholte sich jetzt mit jedem Tage mehr, und bald durfte man seiner vollen Genesung entgegensehen. Von allen Seiten kamen ihm jetzt unerwartete Beweise der Theilnahme, die ihm eine wohlthuende Empfindung erregten. Seit er dem Tode nahe war, hatte das Dorf seiner lahmen Glieder und rothen Haare vergessen, und sich nur seiner Güte und Theilnahme erinnert, die Jedem, der bedurfte, ihre Hülfe spendete. Man hatte geweint, gejammert und den Verlust unerseßlich gefunden, und so sehr man früher geklagt, so groß war nun die Freude über seine Genesung. Alt und Jung strömte herbei den Jubel des Herzens durch Glückwünsche zu bekunden, und Jeder bemühte sich ein Etwas aufzufinden, wodurch er dem Kranken eine Erquickung bereite. Die guten Leute wußten nicht, daß ihr guter Wille das größte Labfal für ihn war, das sie ihm senden konnten.

Auch der Pächter kam und bot alles an, was Küche und Keller vermochten den guten Pfarrer herzustellen und brachte zugleich von seiner Frau eine selbstgestrickte weiße Halsbinde und von Ellen ein paar warm gefütterte Schuhe. Die Hochzeit sei hinausgeschoben bis Herr Williams die Trauung

vollziehen könne; denn seine Tochter wolle von keinem andern Geistlichen eingesegnet sein, berichtete er.

Herr Williams lächelte schmerzlich vor sich hin. Was konnte das Mädchen im Sinne führen, um ihm eine so peinliche Berrichtung zuzumuthen? Er begriff ihre Absicht nicht. Ein Mädchenherz zu enträthseln möchte auch dem Weisen und Erfahrenen oft schwer werden, wieviel mehr also mußte das befangene Urtheil hier rathlos gehen. —

Der Winter hatte indessen seine graue Decke abgeworfen, ein grünes Kleid deckte die Flur, die Bäume knospeten, und das Menschenherz erhob sich mit erneuerten Lebenshoffnungen. Die Bewohner des Dorfes zogen hinaus auf die Felder und pflanzten und säeten, die Kinder spielten vor den Thüren in den warmen Sonnenstrahlen, und die Mütter bereiteten das Mahl, das nach gethauer Arbeit den Vätern trefflich munden sollte. Der Geistliche war jetzt schon im Stande das Haus zu verlassen und gestützt auf den Arm seiner Pflegerin die sanfte Frühlingsluft zu athmen. Das Pfingstfest mit seinem Maigrün nahte heran, und an diesem wollte er als Jahresfeier seines Eintritts, aufs

Neue die Kanzel besteigen und nach der Predigt das junge Paar einsegnen.

„Bist Du auch stark genug für dieses Unternehmen, Mirthir?“ fragte besorgten Blickes seine Pflegerin. Er lächelte sie vielsagend an. „Sei unbesorgt, Auguste!“ versetzte er ruhig, „ich habe gestiegt und gehe meiner Zukunft mit erneuerten Kräften und nicht muthlos entgegen. Ich habe durch meine Krankheit gar viel gelernt und weiß jetzt, daß Liebe Liebe gewinnt; — es muß aber auch die rechte Liebe sein, — eine solche, wie Du sie an mir geübt hast, nicht jene irdische, die ich für Ellen im Busen trug; die konnte ohne Geld und Schönheit keine Herzen erobern. Mag sie nur glücklich werden! Ich begehre sie nicht mehr.“

Wieder war es Sonntag, wieder grünte der Maibaum, die Glocken tönten, die Bewohner des Dorfes standen in ihren Sonntagkleidern umher, die Jugend streute Blumen, und alles blickte frohen Sinnes des Weges, wo die kleine Pfarrwohnung lag. Jetzt öffnete sich die Thüre und der Geistliche trat heraus; mit heiterm Auge schaute er um sich und nickte den Leuten seinen Dank zu für den freundlichen Gruß, der ihm von allen Seiten ge-

boten ward. Jedes Auge lächelte ihm Wohlwollen, die Jugend wie das Alter blickte mit Vertrauen auf den freundlichen Mann, der Rath und Trost für sie Alle hatte. —

Es wurde ihm recht leicht um das Herz auf seinem Gange und mit Dankgefühl erkannte er wie sehr ihn dies schwere Jahr auf dem Wege zum innern Frieden gefördert hatte. Ellen saß schon hochgeschmückt neben Bräutigam und Eltern in ihrem Stuhle, und zahlreiche Nachbarn und Freunde hatten sich eingefunden, um einer Festlichkeit beizuwohnen, die in dem monotonen Dorfleben zu einer wichtigen Begebenheit wurde. Der Geistliche bestieg mit heiterer Miene die Kanzel und redete mit Wärme zu den Leuten, die ihm ja größtentheils bekannt und lieb waren. Sein Thema hieß die Liebe, die nicht von dieser Welt ist, und fast kein Auge blieb dabei thränenleer. — Als er geendet und vor den Altar getreten war, sah er ruhigen Blickes das junge Paar sich gegenüberstehen und legte mit ernst mahnenden Worten die Hände zum ewigen Bunde in einander. Nachdem er als Geistlicher sein Amt versehen, stattete er als Freund noch seine Glückwünsche ab und kehrte dann in seine Behausung

zurück, weil seine Gesundheit noch nicht stark genug war, um an dem Hochzeitmahle Theil zu nehmen. — Seine kleine Tafel stand bereits gedeckt und trug ein nicht minder festliches Ansehen als die größere im Pachtthause; denn seine Pflegerin hatte sich vorgenommen diesen Tag, der ihn als genesen erklärte, durch eine kleine Feier zu ehren. Weiter saß sie ihm gegenüber, und heiter verzehrte er die wohlschmeckende Schüssel, die ihre Hand bereitet; und als dann noch die Torte mit seinem Namenszuge kam, da füllte sie beide Gläser mit perlendem Wein, und das ihrige an die Lippe führend trank sie auf seine Gesundheit und ein fröhliches Wiedersehen.“ — „Wiedersehen, Auguste?“ fragte er sie mit großem Blicke. „Wenn Du von Wiedersehen sprichst, so mußt Du erst von Abschied reden und Du beabsichtigst doch nicht einen Tag der Freude mit einem so traurigen Worte zu begehen.“

„Du bist genesen, Mirthir, und hast mich dadurch meines Amtes entsezt,“ sprach sie freundlich und bot ihm die Hand.

„Dann zwingst Du mich heute schon wieder krank zu werden, Auguste; denn — ohne diese liebe Hand bin ich nun nie mehr gesund.“

„Mirthir!“ sagte sie und sah ihn mit einem unbeschreiblichen Blicke an, — „Du könntest“ — hier stockte sie, ihre Augenlider senkten sich und zwei große Thränen perlten langsam über ihre Wangen. „Bedenke! — meine Gestalt!“ — Sie konnte nicht weiter, sie beugte das Haupt auf den Teller, bedeckte das Gesicht und weinte bitterlich. — Er aber ließ die einmal erfasste Hand nicht los, er streichelte sie zwischen seinen beiden, drückte sie an seine Lippen und sprach: „Meine Auguste!“ mit einer Betonung, die ihre Thränen plötzlich hemmte. — Sie sah wieder auf, sah in sein treues Auge, das so zärtlich auf ihr hastete und — ihre ganze Natur erfuhr eine Umwandlung unter diesem Blicke. Sie erröthete, eine mädchenhafte Scham kam über sie, — sie wollte ihre Hand zurückziehen; er aber gab sie nicht los. „Wie schön Du jetzt aussehest, Auguste!“ sagte er, und stand auf um sie an sein Herz zu ziehen. —

Jahre gingen vorüber. In dem Dörfchen blieb das Heute wie das Gestern gewesen, die Arbeiten des Feldes wechselten, aber der Kreislauf

des Jahres brachte sie zurück und kein Unterschied ließ sich bemerken außer an den Polen der menschlichen Existenz, dem Alpha und Omega seiner irdischen Pilgerfahrt. So hatte denn das kleine scharfe Glöcklein außer seinem sonntäglichen Läuten auch gar manches liebe Mal sein Stimmchen ertönen lassen, entweder um dem Greise seine letzte Ruhestätte anzuweisen, oder auch um den kleinen Erdenbürger in die Gemeinschaft aufzunehmen, die den Engel des Friedens an ihre Thüre stellt. —

Der Pächter und seine Gattin saßen jetzt einsam vor ihres Kamines heller Flamme, und sprachen von den Tagen der Vergangenheit; oder auch von den Enkeln, die allsonntäglich den gastlichen Tisch vergrößerten. Herr Wilson und seine Frau lebten nur eine Viertelstunde entfernt von dem Dörfchen und oftmals kam die junge Frau in ihrem kleinen Gig, den sie selbst fuhr, oder auch auf einem schönen Pferde geritten, um die Eltern zu begrüßen, oder auch um in der Pfarre ein paar Minuten anzuhalten und eine freundliche Begrüßung auszutauschen. Sie liebte noch immer zu lernen und zu lesen und sprach Herrn Williams nach wie vor um Bücher an, die sie in einsamen Stunden, wenn

die Schaar ihrer muntern Kleinen zur Ruhe gegangen und ihr Gatte im bequemen Armstuhle schnarchte, mit wahrer Sehnsucht verschlang. So rettete sie sich vor dem gänzlichen Aufgehen in eine materielle Existenz, für die ihre höher angelegte Natur nicht geschaffen war. Konnte man sie aber glücklich nennen? — Herr Williams sah ihr oft mit leisem Kopfschütteln nach, wenn sie an der Pfarre vorüber sprengte, und richtete das Auge dann heiter auf seine Gattin, die ihm still, sinnig, betriebsam zur Seite saß und ihre ganze Welt in dem häuslichen Eden fand, das er ihr bereitet hatte. — Ein Kind, das nirgends fehlen darf, wo Hymens Bande auf die Dauer fest geschürzt sein sollen, hatte lange auf sich warten lassen und war daher von beiden Eltern mit unendlicher Freude begrüßt worden. Das kleine Wesen war zart und schwächlich; aber sorgfältige Pflege wachte über seine Erhaltung und sein Gedeihen, und man durfte hoffen die kleine Auguste wachsen und erstarken zu sehen. — Ihr dritter Geburtstag nahte jetzt heran. Das Kind war auf den Pacht Hof geladen, wo die muntere Schaar der Enkel hauste und frohe Kinderspiele ihrer warteten. Das kleine stille Mäd-

den konnte sich aber nicht in den lärmenden Jubel ausgelassener Knaben finden, man neckte, zerrte sie und weinend flüchtete sie sich in den Schooß der Mutter und legte die dünnen Armechen wie Schutz suchend um ihren Hals. — Seitdem wollte sie die Pfarre nicht mehr verlassen und fürchtete die Kinder, besonders die Knaben.

„Unser armes Kind!“ sagte Frau Williams und sah der kleinen Auguste nach, wie sie im Garten unter den Blumen wandelte und mit ihnen sprach als wären es ihre Gefährten. „Sie wird recht einsam durch das Leben gehen müssen; denn Niemand wird sie lieben. Welche Güter sind Gesundheit und Schönheit! Sie hat ein trauriges Erbtheil von uns empfangen.“

„Und kann darum doch glücklich sein, wie wir es sind, Auguste. Meinst Du nicht auch? — Oder entbehrst Du noch etwas?“

„Nicht ich,“ sagte sie heiter lächelnd und reichte ihm mit einem Blick der innigsten Liebe die Hand.

„Gut denn! — So kann die kleine Auguste noch glücklich werden, wie ihre Eltern es sind, wenn

„Sie das Herz ihrer Mutter hat,“ sagte er heiter und rief die Kleine herbei, um sie recht innig an seine Brust zu drücken, während die Gattin neben ihm stehend Mann und Kind in einer Umarmung umfaßte.

Die Ahnfrau.

Die Sonne stand hoch am Himmel und sandte ihre senkrechten Strahlen über die grünen Fluren und dicht bewachsenen Hügel des Thüringer Waldes. Die Wege waren tiefer Sand, und langsam nur zogen zwei erschöpfte Säule an einem bedeckten Reisewagen, in welchem ein junger Mann saß. der dicke Wolken aus seiner Pfeife blies. Sein großes blaues Auge ruhte dabei forschend auf der Gegend, die außer ihrem Sommerkleide keine Reize zeigte. Weit und breit boten sich in monotonem Einerlei reiche Kornfelder dar, aus denen das schöne Blau verpönter Kornblumen reichlich hervorragte; doch die Menschenhand, die hier geschäftig gewirkt, schien Verstecken zu spielen, und vergeb-

lich forschte das Auge nach den Stätten, die Jene borgen, welche hier so wohlthätig gesäet. —

Endlich bog der Weg um einen kleinen Wald und hinter demselben lag, einem Abhange zu, der in seiner Tiefe ein rieselndes Bächlein barg, an dem eine Mühle ihre klappernden Räder bewegte, ein Dörflein mit rauchenden Schornsteinen. Abseits aber, von hohen Buchen und Eichen fast beschattet, wurde ein Schloß sichtbar, das, aus rohen Feldsteinen erbaut, mit seinem düstern Grau und seinen alten, dicken Mauern an Zeiten erinnerte, wo der Mensch dem Menschen gegenüber noch das Recht physischer Stärke geltend machte.

Der Wagen fuhr in das Dörflein ein, die Kinder steckten neugierig die Köpfe aus den Thüren, und die Eltern entblößten mit ehrerbietigem Gruße das Haupt. Der junge Mann nickte ihnen freundlich zu. „Dort links, hinter der großen Ulme, liegt das Pfarrhaus!“ rief er dem Fuhrmann zu, und schon in der nächsten Minute machte der Wagen Halt. — Kaum hatten die rollenden Räder ihrer Bewegung Einhalt gethan und der Kutscher gemächlich seine große Peitsche hinter den Sitz gestellt, so öffnete sich auch schon die Thür

des Hauses und in derselben erschien eine ältliche Frau mit einem hübschen Häubchen und einer weißen Küchenschürze, deren einen Zipfel sie im Heraustreten aufnahm und mit der linken Hand emporhielt. „Da bin ich, Tantchen!“ rief der junge Mann und drückte der alten Dame einen herzhaften Kuß auf den Mund. „Du hast meinen Brief erhalten und mich heute erwartet; nicht wahr?“

„Ja wohl, lieber Fritz! Auch wirst Du alles in Ordnung finden, und das Essen ist gerade fertig.“

Sie zog den Neffen mit in das Haus, führte ihn in das Wohnzimmer, dessen Fenster blühende Rosenstöcke überschatteten, nahm ihm Hut und Pfeife ab und wollte ihn gleich an das kleine, weiß und zierlich gedeckte Tischchen setzen. „Nicht so eilig, Tantchen!“ wehrte sich der junge Mann. „Erst wollen wir doch nachsehen, ob alles Gepäck da ist, und dann mit dem guten Kutscher Rechnung halten.“ — Die Tante trippelte nun einstweilen in die Küche und richtete einen letzten Blick auf den Hasen am Spieße, der ihr vom Schlosse gesandt worden; kostete noch einmal die gute Fleischbrühe mit den schwimmenden Klößen und befahl, alles

sorgfältig anzurichten. Der Nefse hatte indessen einen Blick auf seine neue Welt geworfen. Neben dem Wohnzimmer war ein zweites, wo seine Bücher standen, wo er seine Predigt schreiben sollte, wo er träumen mochte von der weiten großen Welt, die ihm hier so ferne lag; von da gelangte er gleich in ein Kämmerchen, wo sein Bett mit den schneeigen Ueberzügen prangte und manche Bequemlichkeit vorgerichtet war. —

„Du gute Tante!“ rief er der alten Dame zu, die ihm unbemerkt auf seiner Inspektion nachgefolgt war und jetzt neben ihn trat; „wie eine Mutter hast Du für mich gesorgt!“

Er reichte ihr die Hand und drückte sie herzlich. Die alte Dame führte die Schürze an die Augen.

„Ich habe ja auch kein anderes Kind,“ sprach sie gerührt, „und wer soll mir die Augen zudrücken, wenn Du es nicht thust?“

„Damit hat es noch gute Wege, Tantchen;“ sprach der junge Mann heiter, und klopfte ihr auf die Schulter. „Wie sollte ich ohne Tante Nise fertig werden? Wer würde mir mein Hauswesen

führen und meine Hühner füttern, wenn Du nicht da wärest?"

Die Tante lächelte unter ihren Thränen und legte ihm jetzt die Suppe vor, die ihm nach der Reise doppelt gut mundete. —

„Jetzt muß ich wohl gleich auf das Schloß gehen und mich meinem Patron vorstellen?“ sprach der junge Pfarrer, als die kleine Tafel aufgehoben. „Hast Du seit Deiner Ankunft schon etwas vom Herrn Grafen und der Familie gesehen?“

„Der Kammerdiener war mehrere Male da, um zu fragen, wann Du kämest, hat mir auch den Hasen mit einer Empfehlung vom gnädigen Herrn gebracht, und gefragt: ob man mir mit irgend Etwas dienen könne?“

„Nun, das war ja recht artig.“

„Nicht wahr? — Und wenn sie Dich nun erst gar am Sonntage predigen hören!“ —

„Was werden sie da für große Augen machen, Tanten? — Denn was Dein Friz sagt, das kann doch Niemand in der Welt so sagen.“

Die Tante lachte; hatte aber Thränen in den Augen.

„Ich habe wohl ein Recht, stolz auf Dich zu

sein," sagte sie und maß ihn mit einem selbstgefälligen Blicke, als er jetzt mit Hut und Handschuhen der Thüre zuschritt. „Wo gibt es wohl einen anderen Herrn Landpfarrer, der so wie ein zierlicher Städter mit gedruckten Karten und Glace-Handschuhen seine Antrittsvisite macht.“

„Und wo giebt's eine andere Tante Rife, die ihren Neffen nach Paris und London reisen läßt, ehe sie ihm erlaubt, auf einem Dorfe seine guten Sitten zu entfalten," sagte er lachend und schritt aus dem Hause. Tante Rifens Blicke folgten ihm, so lange sie ihn erreichen konnten.

Nur erst als er um eine Ecke biegend die große Allee erreichte, die zum Schlosse führte, verließ sie ihren Posten und eilte in das Haus zurück, um die Koffer des Herrn Pfarrers auszupacken. Dieser erreichte indessen das Ziel seiner Wanderung, die Burg Rabenfels. — Im Schloßhofe war es still und einsam, als ob hier Niemand hause. — Die beiden Thürme, die vor ihm lagen, boten nur Schießscharten und Oeffnungen, die eine Wendeltreppe bekundeten. Zwischen diesen führte ein Thor in einen innern Hof, den er jetzt betrat, und dadurch zu dem Eingang gelangte,

der zu den Bohnenräumen führte. Gleich neben der Thür war eine Schelle sichtbar, die er zog, und sogleich eilte ein Diener die Treppe herab und fragte nach seinem Begehren. „Ist der Herr Graf zu Hause?“ hieß es, und als die Antwort bejahend lautete, zog er eine Karte hervor, worauf Friedrich Waldau stand und reichte sie hin. — „Bitte, mir zu folgen!“ sprach der Mann und der junge Pfarrer befand sich bald darauf in einem weiten, finstern Vorzimmer, von wo sich ihm jetzt eine Thür öffnete, aus der ein elegant gekleideter Mann von einigen Vierzig hervortrat, der ihm die Hand mit den Worten reichte: „Sein Sie mir von Herzen willkommen!“ —

Beide traten nun in das weitläufige Gemach, das aus seinen tiefen Fensterbänken nur karges Licht empfing und in seiner ganzen Einrichtung einen traurig düstern Eindruck machte; — doch fehlte es dabei nicht an Gegenständen, die zur Bequemlichkeit dienten. In einer fernen Ecke, hinter einem ungeheuren Stuhlrahmen, saß eine Dame, die sich jetzt, sowie die Herren näher kamen, erhob. „Meine Frau, die Gräfin Walldorf!“ sagte der

Graf ihr nahe tretend; „sie freut sich mit mir auf Ihre Bekanntschaft.“

Friedrich Waldau verneigte sich, und nahm den angedeuteten Sitz ein. Die Gräfin sticte fort. —

„In der Einsamkeit, zu der wir hier verurtheilt sind,“ nahm der Graf das Wort, „wird es ein großer Gewinn für uns sein, Sie hier zu haben, und Sie werden uns eine Freude machen, wenn Sie sich hier ganz wie zu Hause fühlen. Es ist Ihr erstes Amt, das Sie antreten?“

Friedrich bejahte.

„Ich bewundere Ihren Muth, sich diese Lage zu wählen. Was mich betrifft, so konnte mich nur ein Schicksalsruf in diese Verbannung jagen. Ein Vater aber hat andere Pflichten, als ein lediger Mann und darf das Erbe, das die Vorsehung seinen Söhnen zugewiesen, nicht verscherzen. Das allein hält mich hier.“

„Sie haben also Familie?“

„Eine sehr zahlreiche sogar. Sechs Söhne und eine Tochter.“

Ein verweisender Blick der Frau folgte dieser Antwort, es drückte sich ein Schmerz in ihren

Mienen aus, den der junge Pfarrer sich nicht zu deuten wußte, und ihr ohnehin schon todtenbleiches Gesicht schien fast noch bleicher zu werden. Der Graf seufzte und schwieg einen Augenblick. — In dessen wurden im Hofe Stimmen laut, und auf einen Blick hinab sah man sechs blühende Knaben von 6 — 12 Jahren unter der Aufsicht eines Lehrers mit Ballspiel beschäftigt. — „Ein heiterer Anblick!“ bemerkte Friedrich Waldau. „Jawohl!“ versetzte der Graf mit einem leisen Seufzer und blickte forschend zu seiner Gattin hinüber. Diese stickte fort und schien an der Unterhaltung keinen Theil zu nehmen. Beide Herrn wanderten in dem weiten Gemache auf und ab und sprachen* von Diesem und Jenem, bis die Theestunde kam. — Friedrich wurde aufgefordert zu bleiben, er dankte aber unter dem Vorwande einiger kleinen häuslichen Einrichtungen, die am Tage seiner Ankunft zu treffen wären, versprach aber, nächstens auf längere Zeit wieder zu kommen. Sinnend trat er den Heimweg an. Ein unbehagliches Frösteln überschlich ihn, als er an diese grauen Mauern hinauf sah, die ihn jetzt wie ein düsteres Geheimniß anblickten. In den Zweigen säuselte der Abend-

wind; er redete wie mit Geisterstimmen zu ihm. Vergeblich befragte er sich, warum ihm dieser Besuch einen so unheimlichen Eindruck hinterlassen? Er konnte keine Gründe anführen, und nur die Stimmung, die sich seiner bemächtigt, als That-sache nennen. —

Schon am nächsten Tage stattete ihm der Graf einen Gegenbesuch ab, und am darauf folgenden erhielt er eine Einladung zum Mittagessen. In einem andern düstern Gemache, wo Bilder der Ahnen und schwere Rüstungen die Wände zierten, fand er eine Tafel gedeckt, an welcher er neben der Gräfin seinen Platz erhielt; von seiner düster blickenden Nachbarin glitt sein Auge auf die Knaben hinüber, deren schöne, lachende Gesichter ihm von neulich her im Gedächtnisse waren. Aber, hatte die Umgebung schuld, oder war es der Ernst der Eltern, genug, heute hatten auch diese keine frohen Mienen aufzuweisen. Die Unterhaltung beschränkte sich fast gänzlich auf ein gegenseitiges Anerbieten der Speisen, und die Gräfin sah kaum von ihrem Teller auf. —

Friedrich fand das Mahl so wenig angenehm, daß er beschloß, solchen Einladungen nicht

immer zu entsprechen. Auch auf ihn wollte sich in dieser Umgebung ein Etwas senken, das ihn schwer zu Boden drückte und ihn wie Todesahnung anwehte. Das war seine Sache nicht. Er war herzlich froh, als der Graf ihm nach der Tafel eine Cigarre anbot und ihn aufforderte, ihn in die freie Luft zu begleiten. Sie stiegen in den Garten hinab, der sich terrassenförmig bis an den rieselnden Bach hinabzog, wo die kleine Mühle, unter Buschwerk versteckt, ihr einladendes Klappern hören ließ. Beim Umblicken gewahrte er, wie aus dem grauen Gestein hervorgewachsen, ein Zimmer mit einem Altan, das frisch und lachend aussah und mit den schönsten Blumen prangte. Eine schlanke weiße Gestalt bewegte sich unter diesen. Friedrich Waldau öffnete die Lippen schon zu einer Frage; aber der Graf schien in seinen Blicken zu lesen und wandte düster den Kopf ab. —

Als sie weiter gingen, sprang aus dem Gebüsch ein allerliebstes Mädchen von fünf Jahren hervor, gefolgt von ihrer Bonne. —

„Ihre jüngste Tochter?“ fragte Friedrich Waldau und wollte die Kleine begrüßen.

„Mein armes Kind!“ sprach der Graf, und bog in einen Seitenweg ein, der in die entgegengesetzte Richtung führte. —

Der junge Pfarrer mußte solche und ähnliche Aeußerungen durchaus nicht zu deuten, denn anscheinend lag in der Lage und den Verhältnissen des Grafen nichts, was dazu Veranlassung gab. Der Grund mußte also tiefer zu suchen sein. Es war indessen augenscheinlich, daß man weder wünschte noch begehrte, er möge einen tiefern Blick in die Angelegenheiten der Familie werfen, und das Vertrauen, das man ihm nicht freiwillig entgegentrug, wollte er durch keine unbescheidenen Fragen erzwingen. — Daß er mitunter einen leisen Anflug von Neugierde empfand, ließ sich freilich nicht leugnen; auch konnte er es sich nicht versagen, seine einsamen Promenaden nach einem Theile des Waldes zu lenken, von wo er einen Blick auf die hintere Fassade des Schlosses und namentlich auf jenes Zimmer gewann das er bei seinem ersten Ausgange mit dem Grafen bemerkt. Jene zarte, weiße Gestalt gewahrte er auch jetzt aus weiterer Ferne noch oft zwischen den Blumen, und manchmal wollte es ihn auch dünken, als vernähme er Gesang und Spiel aus jener

Richtung her. Dies stimmte freilich mit dem Auftrage des Grafen zusammen, ihm neue Musikalien zu besorgen, wozu er schon öfter aufgefordert worden, ohne daß er errathen können, für wen diese Vorräthe bestimmt, denn, so oft er dort gewesen, hatte er nie ein Instrument bemerkt und nie den Ton einer Stimme vernommen.

Der Herbst war verstrichen, der Graf hatte die Freuden der Jagd genossen und die düstern Tage des Novembers beschränkten jeden auf sein Haus. Das Schloß sah jezt unter den entblättern Bäumen noch finsterner aus, und die tiefen Bögen der Fenster erlaubten den kargen Lichtstrahlen nur einen halben Eingang. Die Gräfin hatte eine Ampel über ihren Stuhlrahmen hängen lassen, die fast nie verlösch. — Eines Morgens kam der junge Pfarrer früh schon auf das Schloß, um einen Auftrag auszurichten und fand die Dame vom Hause allein. Er wollte sich gleich wieder verabschieden; aber sie winkte ihm, sich zu ihr zu setzen. „Glauben Sie an Ahnungen?“ sprach sie und blickte ihn zum ersten Male voll an. Erstaunt verstummte ihm die Lippe vor diesem Auge, das in seiner düstern Gluth eine Tiefe und einen Schmerz malte, der ihm das

innerste Herz bewegte. Sie wartete noch immer auf Antwort. „Ahnungen sind wie Träume; sie gehören dem unbewußten Leben an,“ versetzte er endlich. „Und glauben Sie nicht, daß dies unbewußte Leben uns oft tiefere Aufschlüsse giebt, als unser grübelnder Verstand es vermag?“

„Unser Instinkt, — denn das ist unser unbewußtes Leben — leitet uns meistens richtig, wo es gilt uns den Weg zu zeigen, der zu unserm Wohle der beste; doch kann das Irdische nur das Irdische lehren.“

„Nun ja! Wenn mir nun aber eine Ahnung sagt, es werde ein Fluch von meinem Haupte genommen, und auch ich solle noch frohe Tage schauen — soll ich diese Ahnung als ein Gaukelspiel der Sinne zurückweisen, oder ihr vertrauen, wie einem Himmelsboten guter Mächte?“

Ihr Auge strahlte, ihre Lippe umspielte ein liebliches Lächeln, als sie so hoffnungsvoll die dunkeln Augensterne auf den jungen Pfarrer ruhen ließ, von dem sie jetzt den Trost seiner Bestimmung erwartete. Noch nie hatte sie so viel

und so lange gesprochen, als heute. Konnte er ihr rauben, was ihr Hoffnung gab?

„Vertrauen Sie!“ sprach er zuversichtlich. „Vertrauen Sie, und Alles wird eine lichtere Farbe gewinnen und alle Pfade werden grünen.“

Er sprach die Worte mit dem Tone fester Ueberzeugung, der auch seine Hörerin gewonnen. „Ich danke Ihnen!“ versetzte sie mit unbeschreiblich weicher Betonung und legte ihre Hand in die seine, die ihn eiskalt berührte.

„Das verstehe wer kann,“ sprach er auf dem Rückwege kopfschüttelnd zu sich selbst, und konnte lange nicht die Erinnerung an die Worte dieser seltsamen Frau los werden. Am folgenden Abend, als eben schon die Tante das Haus sorgsam für die Nacht verschlossen, wurde laut gepöcht und ein Bote vom Grafen brachte die Bitte, daß der Herr Pfarrer doch so gütig sein möge, gleich auf das Schloß zu kommen. Die Ursache zu einer so ungewohnten Aufforderung wußte er nicht anzugeben. Friedrich Waldau stellte seine Pfeife bei Seite, warf den Schlafrock ab, und eilte der Anforderung zu entsprechen. Im Schlosse war noch Alles munter und ein Leben und Treiben,

daß auf einen ungewöhnlichen Vorgang schließen ließ. Der Graf selbst war in seinem Zimmer, und beschäftigt Papiere zu ordnen. Friedrich hatte dies Gemach noch nie betreten. Es war mit braunem Holze getäfelt, und im Rococco-Style verziert. Ein großes Kamin nahm die eine Wand ein und in diesem brannte ein helles Feuer, dessen Gluth sich auf dem Angesichte des Grafen widerspiegelte. Ueber dem Kamine schien ein großes Bild zu hängen, das ein dichter Vorhang bedeckte. „Sie haben mich durch Ihre späte Botschaft erschreckt,“ sprach der Eintretende; „hoffentlich ist die Ursache, die mich her beschied, keine traurige, Herr Graf?“

„Sehen Sie sich!“ sagte dieser. „Ich bin gleich fertig.“ — Er legte noch Einiges bei Seite und nahm dann dem jungen Pfarrer gegenüber Platz. „Wir sind genöthigt, noch in dieser Nacht abzureisen,“ begann er daun. „Meine Frau hat heute die Nachricht erhalten, daß ihre Mutter an einer unheilbaren Krankheit leidet und sie an ihrem Sterbebette zu sehen begehrt. Sie ist seit ihrer Verheirathung von ihr getrennt gewesen; Sie können daher denken, wie tief sie dieser Vor-

fall bewegt. Die Postpferde sind um zwei Uhr bestellt; dann geht es ohne Aufenthalt weiter. Ich habe nun eine Bitte an Sie. Seit ich Sie kenne, habe ich auf Ihre Discretion hinlänglich bauen gelernt, um Ihnen zu vertrauen. Wollen Sie, ohne mir Fragen vorzulegen, über die zurückgelassenen Glieder meiner Familie wachen?"

„Mit tausend Freuden,“ sprach der junge Mann warm. „Es wird mir sogar ein Trost sein, die lieben Knaben hier zu haben in der Einsamkeit des Winters.“

„Verzeihen Sie!“ wandte der Graf halb verlegen ein. „Von diesen ist hier nicht die Rede. Meine Frau trennt sich keinen Tag von ihren Söhnen, seit sie geboren sind. — Es bleibt Niemand von uns zurück, außer meiner kleinen Tochter und einer Anverwandten. Für diese Beiden beehrte ich Ihren Schutz. Das Kind hat eine Aufseherin, die sie nie verläßt, und die gut für sie sorgt; nur wenn Krankheit eintritt, oder sonst ein Vorfall, werde ich sie auf Sie verweisen. Meine junge Anverwandte ist gleichfalls nicht ohne Schutz; überdem verläßt sie ihre Zimmer nie. — Nur möchten Sie ihr die kleinen Dienste leisten,

die sie von mir zu empfangen gewohnt ist, ihr Bücher und Musikalien besorgen, und Abends, wenn Ihre Zeit es gestattet, eine Stunde mit ihr verplaudern. Wenn Sie mein Vertrauen in diesem Bezug rechtfertigen, so verdienen Sie meine ganze Achtung und gewinnen in mir einen Freund in Noth und Tod." Er reichte ihm die Hand, die der junge Pfarrer warm ergriff und mit bewegter Stimme dazu sagte: „Sie sollen sich in mir nicht geirrt haben, Herr Graf.“

„Dies Zimmer,“ fuhr derselbe fort, „enthält hinter dem Getäfel die Archive der Familie; sollte ein Feuer, oder sonst Unglück entstehen, so retten Sie davon, was Sie vermögen. Unter diesem Vorhange ist das Bild unserer Ahnfrau, die das böse Gestirn unserer Familie war; lüsten Sie denselben nie. — Ich übergebe Ihnen den Schlüssel zu diesem Zimmer und Alles, was es enthält; muß Sie daher bitten, bis zu unserer Abfahrt hier zu bleiben. Den Dienst erzeigen Sie mir schon. — Dort sind Bücher, heißer Punsch ist bestellt, unterhalten Sie sich so gut Sie können, während ich anderweitig Befehle erteile.“

Der junge Pfarrer nahm in einem bequemen Armstuhle Platz und beschäftigte sich scheinbar mit einer Lectüre; aber die Seite seines Buches blieb stets dieselbe. Sein Auge richtete sich auf den Vorhang, der die Ahnfrau deckte, auf diese getäfelten Wände, die manche Geheimnisse bergen mochten, und seine Gedanken weilten immer wieder bei dem jungen Mädchen, das einsam hier zurückgelassen wurde. Mitternacht schlug, da wurde etwas in dem Getäfel rege, der junge Pfarrer wandte sein Auge nach der Stelle hin und sah, daß sich etwas bewegte; eine Oeffnung wurde sichtbar und aus dieser trat der Graf. —

„Folgen Sie mir, lieber Baldau!“ sagte er. „Ich muß Ihnen den Weg zu den Gemächern der Gräfin Julie zeigen; denn kein anderer führt dahin. — Sie schritten längs eines verdeckten Ganges, den der Graf durch die Kerze in seiner Hand erhellte, und traten endlich durch eine Thür, die sich in ihren Angeln drehte, in ein Vorgemach, das eine Ampel matt erhellte. Hier saß eine bejahrte Frau, gleichsam als Wächterin. Durch die offen stehende Thüre wurde ein zweites größeres Gemach sichtbar, das eben jenes Zimmer mit dem

Balkon sein mochte. Es war sehr matt erleuchtet, und aus seiner Vertiefung schritt eben jetzt eine weiße zarte Mädchengestalt vor, die über den Augen einen tief reichenden grünen Schirm trug.

„Hier bringe ich Dir meinen Stellvertreter, Herrn Waldau!“ sprach der Graf. „Er wird Dein Vertrauen verdienen, wie er das meinige gewonnen hat.“

„Ich zweifle nicht daran und danke Ihnen im Voraus für die Güte, die Sie für mich haben wollen,“ sprach eine sanfte, wohlklingende, zum tiefsten Herzen dringende Stimme.

„Es wird mir ein Vergnügen sein, Ihnen zu dienen. Befehlen Sie nur und Sie werden mich stets bereit finden.“

„Herr Waldau kennt den Weg,“ sagte der Graf; „sende also nur des Morgens zu ihm, so oft Du ihn zu sprechen wünschst, und laß’ die Thüre zu meinem Zimmer zu der anberaumten Stunde offen.“

Damit führte er den jungen Mann den Weg zurück, den sie gekommen, und überließ diesen sich selbst, bis die Wagen vorfuhr. Sie fanden die Gräfin schon am Fuße der Treppe bereit. Sie

sah noch bleicher aus, wie gewöhnlich, und glich in ihrer schwarzen Umhüllung mehr einem Schatten, als einem lebenden Wesen. Als sie den jungen Geistlichen erblickte, reichte sie ihm die Hand, die schwer und kalt in der seinigen ruhte. „Das waren meine Ahnungen,“ sprach sie mit klanglosem Tone. „So müssen selbst die Stimmen der eigenen Brust zu Verräthern an uns werden. Lügengeister waren es.“

„Der Weg zum Lichte kann durch Nacht und Dunkelheit führen und auch über Gräbern die Freude noch blühen!“ versetzte Friedrich Waldau milde. „Gnädige Frau! Vertrauen Sie auch jetzt noch!“

„Mir ist der Muth dazu entfallen,“ sagte sie und stieg in den Wagen, der schnell den Augen entchwand.

Der Pfarrer schritt seiner Wohnung zu und gedachte auf dem Heimwege der seltsamen Vorgänge dieser Nacht, die ihm wie ein Gebilde seiner Phantasie erschienen. Als er am nächsten Morgen erwachte, hätte er das Ganze für einen Traum halten mögen; da aber begegnete sein Auge den Schlüsseln, die vor seinem Bette auf

dem Tische lagen und unzweifelhafte Zeugen des an ihn ergangenen Auftrages waren. Er erwartete mit einiger Unruhe den ersten Boten vom Schlosse. Mehrere Tage vergingen und Niemand ließ sich blicken. Oftmals ging er des Weges, und schauete zu den Fenstern empor, die fest verschlossen waren und keines Lebenden Gegenwart verriethen. Nur vom Walde aus bemerkte er in dem versteckt gelegenen Zimmer mit dem Balkon am Abend ein Licht, als er des Weges aus der benachbarten Stadt heimkehrte. In der Frühe des nächsten Morgens brachte der Jäger Wild in die Pfarre, und zugleich die Botschaft, der Herr Waldau werde um vier Uhr im Schlosse erwartet. „Von wem?“ fragte die Tante, die gehört hatte, daß die Familie verreist sei und von ihrem Neffen sonst keine Mittheilung erhalten hatte.

„Ich habe meinen Auftrag ausgerichtet,“ sagte der Mann und verließ schnurstracks das Haus. — „Sonderbar!“ dachte die Tante und eilte zu ihrem Neffen. Aber auch hier wurde sie nicht weiser. „Geschäfte zu ordnen,“ erwiederte dieser und ließ sich trotz alles Kopfschüttelns auf keine Erörterungen ein.

Der Tag wurde dem Herrn Pfarrer unendlich lang. Er sah wieder und wieder nach der Uhr und der Zeiger wollte immer nicht weiter rücken. Endlich schlug es drei. Nun war es Zeit an seinen Anzug zu denken, und sonderbar genug wollte ihm heute der Knoten seines Halstuches gar nicht gelingen, und die Tante begriff nicht, weshalb sie ihm zum Ordnen der Geschäfte das Haar so sorgfältig abtheilen mußte. Endlich sprach der Spiegel ein zufriedenes Wort und der Weg wurde erwartungsvoll angetreten. — Im Schloßhose angekommen, stieg er ohne Weiteres hinauf in das Zimmer des Grafen, zu dem er den Schlüssel bei sich führte, schloß hinter sich ab und ging nun durch die Wand den Corridor entlang. Hier blieb er eine Minute zögernd stehen. Ihm war eigen befangen zu Sinn; — sein Herz schlug hörbar, es war ihm als dürfe er im Bezirk dieses seltsamen Geheimnisses kaum laut auftreten. Endlich erreichte er das Vorzimmer, und stand nun mit wenigen Schritten vor der jugendlichen Herrin dieser Räume, die ihm jetzt im Zwielfichte wieder mit dem tiefen Augenschirm entgegen trat. Sie bot ihm einen Sitz an. —

„Der Graf schreibt mir von Wien,“ begann sie, „daß ich ihm ein Päckchen Briefe senden soll, die Sie in seinem Zimmer in einem angegebenen Fache finden werden; ich habe Sie deshalb herbeimühen müssen.“

„Also nur deshalb? — Ich schmeichelte mir, Ihnen persönlich von Nutzen sein zu können; und daß Sie in Ihrer Einsamkeit irgend eine Mittheilung suchen würden.“

„Ich hatte nicht den Muth, Sie meinetwillen herzubitten. — Kommen Sie lieber ungerufen, wenn Sie kommen können und wollen. Um diese Stunde ist es mir stets willkommen und angenehm.“

„Dann werde ich mir erlauben, täglich nach Ihren Befehlen zu fragen.“

„Nicht doch! — Es würde mich unglücklich machen, Sie so oft zu bemühen. Manchmal, wenn Sie grade des Weges kommen, in der Nähe sind — wenn Sie ohne großen Zeitverlust hier einklehren können.“

„Ich werde solche Zeit nie einen Verlust nennen.“

„Ich habe heute noch eine Bitte. Das Fest der Weihnacht naht. Ich wünschte von Ihnen

eine Liste der armen Kinder im Dorfe zu bekommen, um diesen solche Geschenke vorzubereiten, wie sie ihnen nützlich sind. Auch statte ich immer alle Bräute aus. Der Graf besorgt diese kleinen Angelegenheiten stets für mich, und es geschähe mir ein großer Gefallen, wenn Sie seine Stelle ersetzten.

Sie plauderten fort über diesen Gegenstand, der Manches zu besprechen gab, und eine Stunde war rasch verschwunden. Friedrich erbot sich, morgen etwas früher zu kommen, um jene Papiere zu suchen, und ihr dann schon über Manches Auskunft zu geben. — Wie eigen war ihm zu Sinne, als er sich am nächsten Tage allein in dem getäfelten Gemache sah, das helle Sonnenlicht jeden einzelnen Winkel desselben beschien und die verschleierte Ahnfrau, wie eine unsichtbare Wächterin, seinem Thun und Lassen zuschaute. Er stand lange vor ihrem Bilde und betrachtete den grünen Vorhang, der es bedeckte. Da klopfte es an die Thüre. Friedrich fuhr zusammen, als sei er auf einer Sünde ertappt, und öffnete. Der alte, im Dienste der Familie ergraute Castellan steckte den Kopf zur Thüre herein. „Herr Pfarrer!“ sprach er düster, „die Bonne der kleinen Comtesse ist so eben vom

Schlag getroffen. Was thun wir dabei?" Friedrich sah den Mann an und antwortete nicht. Was thun wir dabei? — Es war in der That schwer etwas zu thun, wo jeder Schritt ein Geheimniß barg. „Haben Sie nach einem Arzte gesandt?" fragte er endlich. „Das ist geschehen. Was aber wird aus der Comtesse? Sie kann nicht bei der franken Frau bleiben.“

Friedrich begehrte, zu ihr geführt zu werden. In einem andern abgelegenen Schloßflügel öffnete der Castellan ein großes Gemach, zu welchem er den Schlüssel in der Tasche trug, und hier saß in in einer Epheulaube ein kleines Mädchen mit ihrer großen Puppe, deren Pflege sie eifrig beschäftigte, da dieselbe, gleich ihrer Bonne, schwer erkrankt war. — „Welch ein allerliebstes Kind!" flüsterte der Geistliche.

„Stille!" winkte der alte Mann. „Sie wird sich vor Ihnen fürchten, weil sie nie Menschen sieht." Sie traten in eine Nische, wo die Aufseherin lag. Diese war an der ganzen rechten Seite gelähmt und konnte nur mit lallender Zunge reden. Daß das Kind nicht unter ihrer Pflege bleiben konnte, war klar. „Was machen wir

nun?" fragte der Alte düster. „Bevor wir die Befehle des Herrn Grafen entgegen nehmen können, werden Wochen vergehen." Friedrich bedachte sich einen Augenblick. „Ich übernehme das kleine Mädchen so lange," sagte er dann rasch. „Sie?" fragte der Alte mit großen Augen. „Ja, ich!" versetzte Friedrich mit Bestimmtheit. „Der Herr Graf hat mir die Aufsicht vertraut; ich kann nur so meine Verantwortlichkeit lösen."

„Aber, wissen Sie denn...?" er stockte und sah ihn groß an. —

„Ich weiß nichts," versetzte Friedrich, der den Sinn dieser abgebrochenen Frage wohl errieth; „aber um so freier kann ich handeln nach meinem Ermessen. Die Kleine wird Ihnen folgen; sie kennt Sie. Führen Sie sie sogleich in das Pfarrhaus und warten Sie dort auf meine Rückkehr."

Der Alte konnte nicht umhin, diesem Befehle zu entsprechen, so wenig derselbe auch nach seinem Sinne schien. Friedrich eilte indessen in das Zimmer des Grafen, suchte die Papiere und übergab diese der Gräfin Julie mit einer Entschuldigung, daß er jetzt nicht weilen könne, indem dringende Geschäfte ihn zu Hause erwarteten; er würde je-

doch im Laufe des Abends noch einmal auf das Schloß kommen und ihr seine Aufwartung machen, wenn sie ihn empfangen wolle. — Damit eilte er, ohne eine Frage zu gestatten, von dannen und kam nur grade zu Hause an, als die Tante die Hände über den Kopf zusammenschlug über die seltsamen Gäste, die der Nefte ihr gesandt. — Friedrich deutete ihr an, daß das Kind eine Heimath bei ihnen finden müsse, und da die alte Dame nur der Erfüllung seiner Wünsche lebte, so hatte sie auch bald nichts Wichtigeres zu thun, als der kleinen Comtesse ein Stübchen neben dem ihrigen einzurichten, in welches man die Spielereien und Gegenstände vom Schlosse stellte, an welche das Kind sich gewöhnt hatte; in einem paar Stunden war Alles in Ordnung, und der alte Castellan sah seine kleine Herrin so sanft in ihrem Bettchen schlummern hier in dem kleinen Pfarrhause, wie sie es in dem großen düstern Schlosse gethan. — Eilig lehrte er nun, begleitet von Friedrich, zurück, um der kranken Bonne seine Sorgfalt zu widmen; der junge Pfarrer aber schloß ohne Weiteres das getäfelte Zimmer auf, zündete hier ein Wachslicht an und betrat leisen Schrittes den Corridor.

Als er dessen Ende erreicht, klopfte er und auf ein Herein! trat er ein. — Gräfin Julie saß am Theetische und allein; ihre Dienerin, oder Gesellschafterin, oder was sie sonst sein mochte, war zum ersten Male nicht anwesend. „Es freut mich, daß Sie noch kommen, Herr Waldau!“ sagte sie und winkte ihm, ihr gegenüber Platz zu nehmen. „Ich habe mit Schrecken gehört, daß die Bonne der kleinen Julie erkrankt ist und daß Sie das Kind mit fortgenommen. Haben Sie damit nicht unwissend eine zu große Verantwortlichkeit auf sich geladen?“

„Unwissend, sagen Sie, Gräfin Julie; darum auch drückt es mich nicht.“

„Mich aber beängstigt es, daß wir einen Fremden, der uns nur Gutes erwiesen, auf diese Art an dem Fluche unseres Hauses Theil haben lassen,“ sprach sie mit leichtem Schaudern.

„Ich glaube an keinen Fluch, Gräfin Julie. Mein Naturell ist nicht darauf angelegt, um düstere unheimliche Schicksalswege aufzuspüren; der Tag ist mein und ich verrichte gern die gute That, die er von mir fordert, ich lasse den Moder in seinen Gräbern ruhen und baue nicht Pläne für kommende Zeiten. Sorgen Sie sich nicht um mich!“

„Wie glücklich Sie sind, keine Ahnen zu haben!“

Friedrich lächelte. „Ich zähle deren wohl nicht weniger als Sie, Gräfin Julie; denn von Heute ist ja Niemand, außer Adam. Aber freilich rechne ich mir die Thaten meiner Vorfahren nicht an; ihr Ruhm ist nicht der meinige, und ihre Sünden mögen sie selbst bezahlen. Jeder für sich und Gott für uns Alle!“

Sie schüttelte ungläubig das Haupt. „Kann man sich denn aber lossagen von denen, die uns Gut und Blut verliehen?“

„Thun wir es nicht, so thut es die Natur, so thut es das Schicksal. Wie selten gleicht ein Sohn seinem Vater! Wie wenig vermag ein Vater sich in seinem Sohne zu verjüngen! Beweis genug, wie leicht das Band, das uns an unsere Eltern bindet, und das weit mehr durch Gewohnheit und eine höhere Moral gewoben ist, als durch eine Naturbedingung.“

„Ich habe diese Verhältnisse nie mit solchem Auge betrachtet.“

„Das kann ich mir leicht vorstellen, Gräfin Julie. Wäre ich in diesem alten düstern Schlosse aufgewachsen, wo mir von jeder Wand seit meiner

Kindheit irgend ein Großvater seine finstere Miene gezeigt und meine Kinderstube mit Ammenmärchen von seinen Großthaten gespuht hätte, so bin ich überzeugt, daß die Welt mir nicht mehr ein freies liches Reich der Gedanken wäre, und daß ich mich ein Sklave dieser Gespensterwelt fühlte. Kann ich mich doch so schon kaum dem Eindrücke entziehen, den dies alte Gemäuer auf mich macht! — Ist es einem doch, als müsse aus jedem Winkel irgend ein Phantom hervortreten, und die Vergangenheit sich anmaßen, mit in die Gegenwart zu reden.“

„Und thut sie das nicht auch? Ach! Leider redet sie mit.“

„Nie und nimmer, Gräfin Julie. Die Todten ruhen. Sie haben einen langen Schlaf vor sich, bis zum Tage des Gerichts. Bis dahin bleibt der ganze Mensch in seinem Grabe, und nichts führt ihn in das Leben zurück, als unsere trügerische Einbildungskraft. Diese allein ist der Feind unseres Friedens, diese allein beschwört die Geister herauf, diese allein macht das Herz des Menschen erzittern vor dem, was er mit Augen nicht sieht.“

Die Gräfin hatte die Hände gefaltet und sah in ihren Schooß. Wüßten Sie, wie gern ich Ihren Worten lausche, aber in meine Brust ziehen sie nicht ein."

"Weil Sie ihnen den Zugang versagen."

"Ich wollte ja gern nicht. Was habe ich denn von meinem armen Leben, unter diesem . . . Aber ich will Ihnen davon nicht reden. — Was mich betrifft, so ändert sich da nichts; aber Sie, das war es ja, Sie sollten nicht mit leiden. Ich weiß nicht, was ich Ihnen rathen soll in Bezug auf das Kind."

"Hoffentlich nur das, daß sie bei mir bleibt bis zur Rückkehr des Grafen, wenn Sie sich vielleicht nicht selbst entschließen, den kleinen Engel so lange um sich zu dulden."

"Ich? großer Gott!" ein Schauer durchrieselte sie.

"Sie lieben keine Kinder?"

"Fragen Sie mich nicht! Großer Gott!" Und sie sprang auf und ging leise wimmernd im Zimmer auf und ab.

Eben trat ihre alte Dienerin ein und flüsterte ihr eine Botschaft zu. „Ich komme!“ sagte sie halblaut. — „Entferne nur den Arzt und die Leute so lange!“ — Die Alte ging.

„Die Bonne wird sterben,“ sagte sie dann zu Friedrich gewendet. „Sie hat meine Kindheit gepflegt, wie die der Kleinen, und will mir Lebewohl sagen. Dann wünscht sie das Sacrament.“ Sie hing ein großes schwarzes Tuch über ihre ganze Gestalt und verschwand durch eine Seitenthüre. Friedrich ging durch den ihm bekannten Weg nach dem Zimmer des Grafen zurück und bereitete sich vor, um am Bette der Kranken zu erscheinen. — Als er in das Vorzimmer trat, fand er den Arzt, der ihn bat, keine Minute zu zögern, weil die Kranke nur noch Minuten zu leben habe und begehre, ihm noch vor ihrem Scheiden ihr Herz zu öffnen.

Er begab sich ohne Zögern nach jenem Theile des Gebäudes, wo ihr Zimmer lag, und da keine Bedienung anwesend, so trat er unangemeldet bei ihr ein. In dem Halbdunkel, das in dem Gemache herrschte, sah er Niemand; in der Nische aber brannte eine Lampe, und bei dem Scheine derselben

gewahrte er, neben dem Bette knieend, eine weiße Gestalt, die heftig schluchzte. Die Hand der Kranken ruhte wie segnend auf deren Haupte.

„Sie begehren den Trost der Kirche?“ sagte Friedrich, der Kranken nahe tretend. Die Knieende richtete sich beim Tone der Stimme auf, der Schirm war abgefallen und ein paar wunderschöne Augensterne blickten ihn an.

Aber in demselben Augenblicke war sie auf den Füßen, und mit dem Ausrufe: „Ich habe ihn getödtet!“ der schrill und verzweiflungsvoll aus ihren Lippen hervorging, verschwand sie aus dem Zimmer.

Friedrich fühlte sich sonderbar bewegt. Doch den Ernst des Augenblicks bedenkend, setzte er jede persönliche Betrachtung bei Seite, nahm die Hand der Kranken und fragte, ob sie noch irgend ein Bekenntniß abzulegen wünsche, das ihre Versöhnung mit Gott erleichtere. Sie seufzte und schöpfte tief Athem. — „Ich habe ein großes Unrecht begangen,“ sagte sie, „das, wie ich fürchte, nicht wieder gut zu machen ist. — Ich habe, als Gräfin Julie noch Kind war, ihr die Geschichte ihres Hauses erzählt und ihr das Bild ihrer Ahnfrau gezeigt. Der Graf hatte

es verboten. Er weiß es jetzt noch nicht, daß ich es gethan. Sie verrieth mich nicht. Aber sie war seitdem nie mehr froh!" Friedrich antwortete ihr im Geiste der Bibel, die jedem Neuen Hoffnung läßt. „Sonst habe ich mir nichts vorzuwerfen," fuhr sie fort. „Ich habe meinem Herrn treu gedient und hoffte immer an der kleinen Comtesse gut zu machen, was ich an Gräfin Julie verschuldet. Das Kind ist jetzt bei Ihnen. Noch ist sein Blick ohne Gefahr; aber Niemand kann sagen, wann der Moment eintritt, darum — sein Sie — behutsam und decken bald ihre Augen." — Sie lachte nur noch. — Friedrich konnte kein deutliches Wort mehr von ihr erlangen. —

Was meinte sie mit dem Blick? fragte er sich wieder und wieder. — Ist es Blindheit, was man fürchtet, oder was? Und warum rief Gräfin Julie: Ich habe ihn getödtet! Er vermochte sich keines dieser Räthsel zu lösen. —

Als er das nächste Mal auf das Schloß kam und von dem Corridor in das Vorzimmer trat, winkte ihm die Dienerin zurück, mit dem Bedeuten, Gräfin Julie sei unwohl. — Jener Abend hatte sie tief erschüttert und angegriffen. — Mehrere Tage

vergingen; da endlich wurde er auf nochmalige Anfrage vorgelassen. Die junge Gräfin saß heute unter ihren Blumen auf einer chaise-longue zurückgelehnt. Sie reichte dem Eintretenden die Hand entgegen, ohne aufzustehen. „Ich bin sehr matt,“ sagte sie. „Wahrscheinlich erfüllt sich mein Schicksal und ich traure nicht darum, nur früher hätte es geschehen sollen; — ehe ich auf Sie den unheilvollen Blick richtete.“

Friedrich neigte sich auf die kleine zarte Hand, die noch in der seinigen ruhte und sagte mit sanftem Ton: „Und doch möchte ich diesen Blick nicht aus meinem Leben entbehren.“

„Ich wußte, Sie würden mir vergeben,“ sagte sie bewegt. „Es war ja ohne alle Absicht; ich wußte Sie nicht da.“

„Ich verzeihe das Vergehen gern,“ bemerkte er lächelnd, „wenn Gräfin Julie diese schönen Augensterne nun nicht mehr bedeckt. Das Unglück ist geschehen, weitere Vorsicht also nicht nöthig.“

„Ich glaube, Sie scherzen noch über das Unheil,“ sagte sie wehmüthig. „Ach! wüßten Sie nur, wie schwer es auf mir lastet, ein Menschenleben verkürzt zu haben! Es gleicht fast einem Morde.“

„Dafür verschönern Sie es nun auch wieder; short and sweet, sagt das Sprichwort. Sie tragen den Schirm nun nicht mehr?“

„Nicht für Sie, obgleich ich ihn zagend ablege; — ich bin nicht gewohnt, in ein Menschenantlig zu sehen, es befremdet mich.“

„Seit wann tragen Sie denn diese Umhüllung und wozu?“

„So lange ich denken kann, wurde dieser Schirm mir aufgesetzt, und das Wozu auf die Schwäche meiner Augen geschoben, bis die Dahingegangene mir das unglückliche Geheimniß verrieth. Seitdem bedeckte ich das Auge nur zu gern.“

„Sie hat mir diese Sünde gebeitet.“

„Ich vermuthete es. Es drückte sie schwer. Und da auch Sie nun unserm Schicksale verfallen sind, so mögen Sie auch das Uebrige wissen. Die Ahnfrau, die Sie verschleiert als Bild kennen, hatte eine einzige Tochter. Ihr Gatte trennte sich von ihr und nahm eine zweite Frau; denn er war der letzte seines Stammes und wünschte Söhne. Die erste Gattin schwur Rache, und diese wurde erfüllt; denn sie hatte sich finstern Mächten ergeben. Sechs Söhne starben ihm als blühende

Knaben. Die Ahnfrau hohnlachte und feierte einen Triumph. Ihr Kind war nun doch Erbe der Güter und des Namens, den ein entfernter Verwandter mit ihr theilte. — Diese Tochter aber war auch Erbin von ihrer Mutter Eigenschaften, und wieder trennte sich diese Ehe aus demselben Grunde. So blieb es fort und fort in der Familie, und kein Sohn wollte leben. Denn der Triumph der Ahnfrau enthielt auch den Fluch, daß nur die Töchter aus ihrem Blute ihre Güter erben sollten. — Sie selbst aber hatte wenig Freude von ihrem Leben. Der Rache Gift hatte Seele und Körper verdorben; ihr Blick soll Jünglingen, die sie tief liebte oder haßte, tödtlich geworden sein, und diese Eigenschaft ist nebst ihren Gütern auf die Familie gekommen. Meine Bonne hat mir entsetzliche Beispiele von unseren Vorfahren erzählt, die ich Ihnen nicht wiederholen kann. — Ich bin nun die nächste Erbin dieser Ahnfrau. — Mein Vater hatte wieder nur mich aus seiner ersten Ehe mit meiner Mutter, und müde dieses Fluches wollte er denselben dadurch bannen, daß er ihn zum Geheimnisse machte. Er ließ mich hier zurück, reiste und suchte eine Gattin in fernen Landen. Er brachte sie hier-

her und ließ sie so wenig von dem Familienfluche ahnen, daß er ihr sogar seine erste Ehe und meine Existenz verbarg. Aber eine Erscheinung soll der jungen Frau gleich in der ersten Nacht, die sie in dieser Burg zubrachte, die ganze Geschichte unseres Hauses enthüllt haben und — von der Stunde an sank düstrer Mißmuth auf sie herab und sie faßte eine nicht zu überwindende Abneigung gegen mich. Ich bin ihr das Medusenhaupt, das ihre Söhne tödten wird. Nie sah sie mich, nie durfte ich diese Zimmer verlassen. Mein Vater unterrichtete mich hier und erheiterte meine Jugend, wie er konnte. Ich kannte kein anderes Leben und begehrte daher kein anderes. Ohne die Geschwägigkeit meiner Bonne wäre ich recht glücklich gewesen; aber seitdem fürchte ich mich vor mir selbst. — Ob denn dieser Fluch der Ahnfrau ewig fortdauern, — ob er nie seine Kraft verlieren wird? — Die Bonne meinte, so lange eine Tochter als rechte Erbin lebe, sei sie berufen, die Erben durch ihren Blick zu tödten. — Oder sollte ich vielleicht selbst willig sterben und sie befreien? Rathen Sie mir, wenn es in dieser Sache Rath giebt! — Noch nie konnte ich mit Jemand diesen schmerzlichen Punkt

besprechen, und Sie begreifen gewiß kaum, welche Erleichterung es für mich ist, nur einmal durch ein lebendiges Wort diesem nagenden Kummer Luft zu machen! Wie und wann wird dieser Fluch enden?"

„Mit mir, mit heute!“ sprach der junge Geistliche mit festem Gottvertrauen. — „Auf den Fluch einer gottlosen Frau achtet weder Gott noch Natur, und strafen sie dafür, so strafen sie die Schuldigen und nicht die unschuldigen Enkel. — Erben ihres Temperamentes können Sie sein und Erben ihres Wahns, und wahrscheinlich sind Sie das; denn unter solchen Eindrücken und in solcher Umgebung konnte an kein frisches Ausblühen des Kindes zu denken sein. — Gräfin Julie, ich stehe im Namen des Gottes vor Ihnen, dem dieser Fluch Hohn spricht; und ich gebiete Ihnen: — Nehmen Sie diesen sündigen Schirm ab!“ —

Die junge Gräfin gehorchte mit zitternder Hand. — Auf ihrer blassen Wange malte sich dabei eine Röthe, die halb dem Unmuth über die kühne Sprache des jungen Mannes, halb der Erregtheit des Momentes gelten mochte. Er ließ sich vor ihr nieder auf ein Knie: „Sehen Sie mir

fest in das Auge," sagte er, „und überzeugen Sie sich, daß ich von Ihrem Blicke nicht sterbe.“ Sie richtete die großen tiefblauen Sterne auf ihn und ihre Gesichtszüge nahmen einen milden, fast verklärten Ausdruck an. „Ich weiß nicht, wie mir ist," sagte sie. „Mein Gott! Das Leben muß recht schön sein, sobald man kein Gewicht zu tragen hat, wie es mich drückt; — sobald man ohne Bangen in ein Menschenantlitz schauen kann. — Ich kann das nicht.“

„Sie werden das lernen, sobald ihr reines Bewußtsein sich losschält von den Schlacken des Wahns; sobald diese Mauern Sie nicht mehr bergen.“

„Wie sollte ich diese verlassen? — Der Graf würde mir nie gestatten, die Schwelle meines Zimmers zu überschreiten, so lange er das Leben seiner Söhne gefährdet weiß.“

„Glauben Sie das ganz bestimmt?“

„Ich weiß es so gewiß, wie Sie mich hier vor sich sehen.“

„Dann bleibt nichts übrig, als daß Sie — sterben.“

„Ich habe mir das auch gedacht,“ versetzte sie mit eifriger Kälte.

„Scheinbar sterben, um zu einem bessern Leben zu erstehen. . . . Wir setzen Sie in der Gruft Ihrer Ahnen bei und melden dem Grafen Ihren Tod, und — Sie beginnen unter einem andern Namen eine neue Existenz.“ Beide schwiegen eine Weile, dieser Idee nachsinnend. „Es fehlt mir an Muth, einen Plan der Art auszuführen,“ begann die junge Gräfin endlich. „Ich kenne von der Welt nur diese Stube und wüßte im Leben keinen Schritt zu gehen. Besser ist es, ich sterbe, und gebe meiner Familie den Frieden.“

Der junge Pfarrer sann in der Einsamkeit seines Zimmers seinem Plane noch lange nach; doch erkannte er bei genauerer Prüfung recht wohl, wie schwierig die Ausführung desselben ohne einen Beistand sei, der wenigstens die erforderlichen Geldmittel reiche. Er schrieb dem Grafen, daß die Bonne gestorben, das kleine Mädchen unter seinem Schutze stehe und fröhlich und munter sei. Wünsche er eine Veränderung, so möge er sie bestimmen und selbst kommen, um eine andere Einrichtung zu treffen.

Ein paar Wochen vergingen, da lief seine

Antwort ein, die dahin lautete, daß er in wenigen Tagen eintreffen würde, seine Familie aber noch zurücklasse. Die junge Gräfin zitterte, als diese Nachricht ankam. Ihr bangte vor dem abgeschlossenen Leben, das ihr nun wieder bevorstand, und vor dem Schirm, der wieder ihr Auge decken sollte. Als der junge Pfarrer heute bei ihr eintrat, konnte sie ihn nicht wie sonst willkommen heißen, noch ihm verbergen, daß sie heute schon manche Thräne geweint.

„Seien Sie getrost,“ sprach er, ihre Hand fassend; „ich rede mit dem Grafen und nehme Alles auf mich.“ Sie schüttelte wehmüthig ihr Haupt. „Sie hofften zu viel,“ sagte sie. „Lange Jahre haben meines Vaters trübe Besorgnisse genährt, und ich glaube kaum, daß er ohne diese traurige Furcht noch leben könnte. Sie ist auch Gewohnheit geworden und er würde sie entbehren.“

Es war ein sonniger Morgen, da fuhr der Graf vor dem kleinen Pfarrhause vor. Er hieß den Wagen auf das Schloß fahren und trat unerwartet in das Wohnzimmer, wo Waldau eben beim Frühstück saß, das die Tante credenzte. Die kleine Comtesse saß munter auf seinen Knien.

Es war ein Bild heitern Familienlebens. Der Graf hielt seinen Schritt eine Minute in der Thüre an und musterte die Scene; dann erst begrüßte er die Anwesenden, die seiner jetzt gewahr wurden. Die Kleine lief ihm entgegen. Er hob sie auf seinen Arm, küßte sie und nahm dann Platz.

„Ich danke Ihnen, Herr Waldau,“ sagte er und bot diesem die Hand, „für Ihre Sorge für mein Kind. Sie haben nach Ihrer besten Einsicht gehandelt; ob aber die Kleine, nach der genossenen Freiheit, sich wieder an ihr abgeschlossenes Leben gewöhnt, das ist eine andere Frage. Indessen — Sie konnten nicht anders.“

Waldau winkte seiner Tante und sie verließ das Zimmer.

„Herr Graf,“ begann er nun, „ich bin durch die Bekenntnisse der Sterbenden mit den Geheimnissen Ihrer Familie bekannt geworden und bedaure diese Kenntniß nicht. — Ich hoffe, Sie von einem Fluche zu erlösen, dem Sie Macht verleihen, indem Sie an sein Bestehen glauben. Erlauben Sie mir, dies einen Wahn zu nennen. Was Ihre Vorfahren thaten, das thaten sie für

sich, und nicht für Sie; ihre Ehre, wie ihre Schande folgte ihnen in das Grab und der Bürger unserer Zeit rechtet nicht mit dem Staube. Jeder bringt nur sein Ich mit auf die Welt und diese fordert einen Kampf, den er bestehen muß. Mit der Gegenwart hat der Mensch zu thun. Und Sie besitzen eine Tochter, der Sie keine Gegenwart zugestehen, die Sie den Einbildungen ihrer kranken Phantasie opfern.“

„Mein Herr, was berechtigt Sie mir gegenüber zu dieser Sprache?“ sagte der Graf, sich erhebend. —

„Mein Amt,“ versetzte der junge Pfarrer ruhig, „und außerdem mein Gewissen. Ich sehe ein Mittel, um in Ihrer Familie Heiterkeit und Glück zurückzuführen, und bin verbunden, es Ihnen zu nennen.“

„Das wäre?“

„Wir lassen Gräfin Julie scheinbar sterben; — sie ist der letzte Abkömmling in gerader Linie von jener Ahnfrau; ist sie nicht mehr, so fällt der Fluch derselben schon auf ein fremdes Geschlecht, mit dem sie nichts mehr gemein hat. Ihre Gattin

wird dann nicht weiter sorgen und sich des Besitzes ihrer schönen blühenden Knaben erfreuen.“

Der Graf ward nachdenkend. — „Wenn dem so wäre,“ sagte er sinnend, „was würde aus meiner Tochter? Wohin sollte sie gehen?“

„Ein Aufenthalt fände sich schon, wo sie unter fremdem Namen lebte.“

„Ich will mit ihr reden,“ sagte der Graf und verließ hastig das Haus. Am Nachmittage ging der junge Pfarrer auf das Schloß, und da er den Grafen im Wohngemache nicht fand, so folgte er ihm in sein Zimmer. Er traf ihn allein. „Ich habe mit meiner Tochter gesprochen,“ sagte dieser düster. „Sie denkt mit Verzweiflung an eine Zukunft, die sie, so nahe den Ibrigen, getrennt von ihnen zubringen soll, und doch — kann sie den Gedanken nicht fassen, von hier zu scheiden und wie ein abgerissenes Blatt im Leben zu erscheinen. Gehen Sie zu ihr, hören Sie selbst, was sie sagt.“

Friedrich lenkte seine Schritte dem bewußten Corridor zu. — Die Thüre war geöffnet. Er erblickte die Gräfin Julie durch dieselbe vor einem

Tische sitzend, den Kopf in die Hand gestützt, die Augen vom Weinen geröthet. — Sie trug den Schirm nicht. Ihr schwarzes Haar, das ein blaues Band über die Stirne zurückhielt, fiel über die gesenkte Wange, die Purpurgluth überdeckte, sobald sie des Eintretenden ansichtig ward. Sie reichte ihm nicht, wie sonst, die Hand entgegen, sie blieb verlegen sitzen. Ihre Verwirrung steckte auch ihn an. Er fand keine Anrede und nahm schweigend einen Stuhl. „Der Graf sendet mich,“ hub er endlich an, als bedürfe sein Erscheinen plötzlich einer Entschuldigung. „Mit Bedauern habe ich von ihm vernommen, daß mein Plan an Ihrer Einwendung scheitert. Darf ich das für Ernst nehmen?“

Sie sammelte sich.

„Es ist so!“ sagte sie dann. „Es wäre mir nicht möglich, von hier zu scheiden.“

„Und was hält Sie, wenn ich fragen darf? Die Ahnfrau mit ihrem verschleierten Gesichte?“

„Spotten Sie nicht,“ versetzte sie gekränkt; „den Schleier werde ich auch noch tragen, um meine Blicke denen unschädlich zu machen, welchen

ich gerne theilnehmend und liebend begegnete. Und wo sollte ich Schutz und Obdach finden, wenn diese Mauern mich nicht bergen? — Wer wird mir Trost zusprechen in den Tagen, wo Leiden über mich kommen, wer mir das Mitgefühl zeigen, das nur der empfinden kann, dem mein grausames Geschick bekannt ist? — Ich fühle es, ich bin nicht stark genug, um allein zu stehen, die Hand, die mich hegt, pflegt und schützt, ist mir unentbehrlich.“

„So bietet sich Ihnen die meine; — ich führe Sie, wohin Sie gebieten, gehe mit Ihnen in eine neue Welt, wenn Sie wollen, bereite Ihnen dort ein neues Leben! — Können Sie sich entschließen, mit dem alten Namen auch die alten Vorurtheile abzuwerfen und einfach menschlich glücklich zu sein; so steht Ihnen noch eine schöne Zukunft bevor, wo Sie, fern von diesen Mauern, die Welt und das Leben als freie Bürgerin frei genießen und mir den Traum des schönsten Glückes verwirklichen. — Gräfin Julie! wollen Sie Ihren Namen gegen den meinigen vertauschen, aus Ihrer Familie in die meinige übergehen, und Ersatz für alles

Verlorene in meinem Herzen suchen, so sprechen Sie das gewichtige Ja."

Sie antwortete nicht. Doch verriethen zwei große Thränen, die unter der Hand, die das Haupt stützte, ihren Weg fanden, daß sie gehört. — „Was wagen Sie! Was opfern Sie!" flüsterte sie endlich. — „Sie willigen ein?" fragte der junge Mann erwartungsvoll.

„Ich habe keinen Willen, bin nicht gewohnt, einen Willen zu haben; ich kann nichts bestimmen. Der Vogel, der in einem Käfig groß geworden, vermißt den Wald nicht. — Mein Vater mag entscheiden."

„Nein, nein, Gräfin Julie, Sie allein müssen entscheiden!" sprach der Andere mit leichtem Unmuth. „Als ein bloßes Mittel zum Zwecke werde ich nicht mich, nicht meine bürgerliche Existenz opfern, und mich lossagen von alten Gewohnheiten und mir lieben Verhältnissen. — Gelte ich Ihnen nicht genug, um Ihnen allein Zweck zu sein, bin ich Ihnen als Mann nicht werth genug, um daß Sie sich als Gattin an meiner Seite ein Glück träumen, wie jedes Mädchen es erträumt, dann, Gräfin Julie, kann ich mein Leben nicht an Sie

hingeben; dann kann ich Ihre Schritte nur leiten, bis Sie den Schutz gefunden, den Sie suchen. Ich aber muß in meine Klause zurückkehren und warten und hoffen bis das Herz genesen von der Wunde, die Sie darin gelassen, bis ich Ihre Nähe nicht mehr entbehre, bis mir ein anderer Frühling eine andere Liebe bringt, die mit einem aufstichtigen „Ich will Dein sein!“ an meine Brust sinkt und mir durch Zeit und Ewigkeit gehört.“

Er war erregt aufgestanden. Das junge Mädchen hatte ihr Haupt erhoben, ihre Brust wogte, dunkle Röthe färbte ihre Wangen. „Herr Waldau!“ hauchte sie, und er trat vor sie hin. Sie streckte ihm zitternd die kleine Hand entgegen. Wie fragend nahm er dieselbe, sank auf ein Knie vor ihr und drückte sie an seine Lippen. — Sie beugte ihr Haupt zu ihm hinab, und senkte es sanft auf seine Locken. — Da berührte Beide eine schwere Hand; sie sahen auf, der Graf stand vor ihnen, mit dem milden Blicke des Segens in seinen Augen. —

Manches Jahr war seitdem entschwunden. Da saß an einem Nachmittage unter dem schützenden Leinwanddache vor dem Hause, das einer großen Landbesitzung im westlichen Amerika zugehörte, eine junge Frau, umgeben von dem Kreise ihrer kleinen Familie, die mit dem Aufbauen ihrer Spielsachen beschäftigt war, während die junge Mutter eine bunte Stickerie in der Hand hielt. Am Eingangsthore des Hofes erschien eben ein Fremder im Reiseanzuge und fragte: ob dies die Wohnung des Herrn Waldau sei? — Auf ein Ja zur Antwort schritt er vor und nahte unbemerkt der Gruppe. — Thränen traten in seine Augen, als er dieselbe musterte. War diese blühende junge Mutter dasselbe Wesen, das einst als Gräfin Julie auf dem alten Stammschlosse ein so trauriges Leben geführt? — Diese üppig blühende Gestalt dasselbe bleiche Mädchen, das in seinem weißen Gewande wie ein Schatten unter seinen Blumen wandelte? Die großen blauen Augensterne waren durch die Fülle der Wangen kleiner geworden, aber um so lachender blickten sie; die schwarzen Locken hingen nicht mehr auf die Schultern herab, sondern waren in einen Knoten aufgeschürzt;

die sonst bleichen Lippen standen wie Korallen zu dem rothigen Teint, und das Kleid trug die Farbe des hellen Himmels. Wie schön sie war, einer vollblühenden Rose gleich, im schönsten Garten Edens. — „Julie!“ rief der Gast, und die Stimme entlockte der jungen Frau ein „Ach!“ das weithin tönte und den Gatten aus dem Zimmer rief, wo er einem jungen Mädchen Unterricht erteilte, das ihm aus der Thüre folgte. Welch eine Stunde der Freude, des Glückes lebte nun der Stammhalter eines Hauses, das seine Töchter so lange stets dem Unglück gewidmet glaubte. — Lange wagte keiner eine Frage nach der alten Burg und den zurückgebliebenen Familiengliedern; endlich nahm der Graf selbst das Wort:

„Die Revolution hat manches Alte beseitigt,“ hub er an, „und uns von manchem Vorrecht befreit. Es giebt jetzt keinen Geburtsadel mehr, also darf sich mein Name und meine Güter auch nicht mehr auf ein einzelnes Glied meiner Familie vererben. Es gilt Theilung meines Vermögens. — Da bin ich denn in diese neue Welt zu Euch hinaus gekommen, um mich unter denen niederzulassen, die, wie ich, keinen Adelstitel

haben. Die Burg Rabensfels zu veräußern vermochte ich nicht über mich. Sie mag zur Ruine werden, in der die Ahnfrau über der Asche ihr würdiger Vorfahren trauert. Das neue Geschlecht gehört ihr nicht mehr an. Meine Söhne sind Bürger der Welt, ihre Zukunft ruht in ihnen, Jeder mag wählen, wozu er sich berufen fühlt. Jeder für sich und Alle für Alle, lautet der Wahlspruch der neuen Aera, unter dessen Aegide wir Ansiedler dieser neuen Welt werden. Meine Frau weilt noch an den Ufern des Rheins, sie folgt mir nach mit den beiden ältesten Söhnen, sobald diese ihre Studien vollendet. — Auch sie ist jetzt heiter und froh, und freut sich auf ein schönes Leben hier im Urwalde, wo keine Ahnfrau sie schreckt. So wie man uns unserer alten Vorrechte beraubte, fiel es ihr wie Schuppen von den Augen und sie war nicht mehr dieselbe. Gottlob! — Und Du, meine Julie, bist auch Du glücklich?"

Die schöne Frau schaute mit leuchtenden Augen auf die kleine Kinderschaar. — „Mit solchen Schätzen," sagte sie und umschlang ihren Gatten, „und neben einem solchen Freunde, der mit unermüdeter Zärtlichkeit über uns wachte, konnte ich

nur das glücklichste Weib sein. — Wenn ich zurückdenke an meinen grünen Schirm und die Sorge, daß mein Blick tödtlich sei, so muß ich lächeln.“

„Mache mir keinen Vorwurf daraus,“ sagte der Graf halb bittend und reichte ihr die Hand. „Ich that nach meiner Einsicht, und diese konnte nicht wachsen, so lange ich rückwärts lebte. — Ich begreife es jetzt selbst kaum. So aber geht es mit allen Vorurtheilen, die wir mit der Muttermilch einsaugen; sie machen das Auge erblinden, und nur Weltererschütterungen geben das Licht zurück. — Schweigen wir davon! Es sind Ammenmärchen, mit denen ich meine Enkel unterhalten will.“ Und er zog die hübschen Kinder auf seine Kniee.

Das verlorene Taschenbuch.

Im Westende Londons, — einem Stadttheile, nach dem sich Alles hindrängt, wie es in Dresden mit der Bürgerwiese und ihrer nächsten Nachbarschaft geschieht, — saß an einem Maiabend, der sich mit kalten Regenschauern eingestellt, eine junge Dame vor dem hellflackernden Kaminfeuer und ließ die zierlichen, mit schwarzen Atlaschuhen bekleideten Füße von der Flamme erwärmen. Im Zimmer herrschte jenes Halbdunkel, das dem Zwiellichte folgt, und der Schein des Feuers erleuchtete warm und behaglich die Gegenstände umher. Der rosenfarbene Tisch, mit seinen bunten Blumenmassen, der die Ottomanen und Sessel bedeckte, und auch in faltenreichen Massen vor den hohen Fensterbogen hing,

gab dem Gemache ein höchst freundliches Ansehen, so daß das Auge mit Wohlbehagen auf diesem bunten Garten weilte, während es draußen unter den grauen Häusermassen in einer naßkalten Atmosphäre nur düstere Bilder einsog.

Die Inhaberin dieses wohnlichen Hauses hatte die Arme gekreuzt und starrte sinnend in die spielenden Flammen. Sie schien ermüdet zu sein; denn sie gähnte. Vielleicht war sie nicht lange erst von einem Spazierritte im Hyde Park zurückgekehrt und hatte nur ihre Kleider gewechselt, um dann ihr Mittagmahl einzunehmen. — Ein Diener trat jetzt ein und reichte ihr auf einem silbernen Teller einen Brief. „Der Ueberbringer wartet unten auf Antwort,“ bemerkte er und die Dame nahm das Schreiben, erbrach es und bemühte sich, den Inhalt desselben bei dem Scheine des Feuers zu entziffern.

„Lassen Sie den Menschen heraufkommen!“ rief sie dann hastig, und blickte nochmals in den Brief, als fürchte sie doch nicht ganz richtig gelesen zu haben. „Und die Lampe!“ rief sie dem Diener noch nach, als dieser schon die Thüre hinter sich zu schließen im Begriffe stand.

Wenige Minuten verstrichen und ein junger Mensch in eng zugeknöpftem Ueberrothe, von anständigem Aussehen, aber doch mit der bescheidenen Miene eines Untergebenen, stand vor ihr. „Sie sind beauftragt von Mr. Baring und Comp., mir das Taschenbuch meines Mannes zu überbringen, das Ihrem Hause von Newyork zugesandt worden ist. Ich begreife die Sache nicht. Weshalb sollte Mr. Guest mir dasselbe zurücksenden? — Wenn hier nur kein Mißverständniß stattfindet.“

Der junge Mensch sah verlegen vor sich nieder und erwiderte nichts.

„Haben Sie das Taschenbuch mitgebracht?“

Er zog ein Päckchen aus seiner Tasche und überreichte es der Dame.

Diese entfernte die Umhüllung, öffnete das Buch und suchte in dessen kleinen Behältnissen.

„Ich muß mir eine Bescheinigung über den Inhalt erbitten,“ sagte der junge Mann bescheiden; „denn ich bin verantwortlich dafür. Wollen Sie daher so gütig sein und jedes Blatt einzeln mustern?“

Frau Guest erhob sich, trat an den Tisch und breitete auf demselben die darin gefundenen Papiere aus.

„Wie ist das möglich! Sein ganzes Reisegeld, alle seine Banknoten, Empfehlungsbriefe und Anweisungen, und hier ein Brief von mir, den er bei seiner Ankunft in Amerika vorfand. Unbegreiflich! Aus welchen Ursachen kann er mir dies zusenden? Hat Ihr Haus in Newyork gar nicht angegeben, warum mein Gatte gefordert, daß Sie mir dies zustellen?“

Der junge Mann zögerte, — Frau Guest blickte ihn in gespannter Erwartung an. Endlich sagte er halb verlegen: — „Unser Haus in Newyork empfing das Taschenbuch nicht direct von Ihrem Herrn Gemahl.“

„Nicht von ihm? Aber mein Himmel! — Wie ist denn das? Wie hängt denn das zusammen? — Wer war denn der Ueberbringer? — Und in wessen Namen wurde es überbracht?“

„Capitain William Brown von Bermuda, der in den vereinigten Staaten reist, gab das Taschenbuch ab und legte seine Adresse dabei, mit einem Verzeichnisse des Inhalts, wie er es gefunden und wofür er unser Haus nun weiterhin verantwortlich macht.“

„Wie er es gefunden? Gefunden, sagen

Sie? — Gürtiger Himmel! So hat mein Mann es verloren? So wandert er nun umher ohne Geld und ohne Mittel sich zu legitimiren! Aber wo, — wo hat Capitain Brown es gefunden?“ —

Der junge Mensch zögerte abermals mit der Antwort. — Endlich, da er doch kein Ausweichen sah und dem fest auf ihm ruhenden Blicke der Dame nicht zu begegnen vermochte, sagte er mit halb abgewendetem Gesichte: „Am Ufer des Miſſiſſippi, glaube ich, fand er es.“

„Glauben Sie? — Man muß das doch wissen. Capitain Brown wird doch angegeben haben, wie und wo er in den Besitz dieses Buches gerieth? — Am Ufer des Miſſiſſippi? — Und hat er denn dort nicht nachgefragt, wohin der Besitzer seine Schritte gelenkt? — Hat er sich gar keine Mühe gegeben, meinen armen Mann aufzufinden, um ihm sein Taschenbuch zurückzustellen, das ihm dort so unentbehrlich ist? Und statt dessen sendet er es mir. — Das ist denn doch unverantwortlich!“

„Capitain William Brown hat überall nachgefragt, aber von Herrn Guest keine Spur auffinden können. — Nur nachdem er es aufgeben mußte, ihm persönlich sein Eigenthum zurückzu-

stellen, hat er sich entschlossen, den Umweg über Newyork zu machen, um es dort eigenhändig bei Ihrem Banquier zu deponiren. — Hier ist ein Brief von ihm, in welchem er Ihnen das alles noch genauer mittheilen wird.“

„Und das sagen Sie mir nicht gleich? — Das verändert ja die ganze Sache. — Mein armer Mann! — Am Ufer des Mississippi. Und weiter fand man nichts von ihm?“

Sie öffnete das Schreiben von Capitain William Brown, und fand den Inhalt desselben mit der Aussage des jungen Menschen übereinstimmend, nur daß dieser noch den Zusatz machte, er würde in Newyork verweilen, bis ihm gemeldet sei, daß Frau Guest das Taschenbuch erhalten, und auch damit er, im Fall daß sie indessen keine Nachrichten von ihrem Gatten bekommen, in ihrem Namen noch einmal Nachforschungen anstellen könne, welches Schicksal ihn nach dem Verluste seines Geldes betroffen.

„Ich kann mich noch gar nicht in die Sache finden!“ rief Frau Guest, als sie das Schreiben des Herrn Capitain Brown wieder zusammengefaltete hatte. „Sagen Sie Herrn Baring, daß ich

morgen früh um zehn Uhr auf dem Bureau bei ihm sein würde, um mit ihm zu berathen, was sich in der Sache thun lasse. — Ich kann unmöglich hier still sitzen, während Herr Guest dort ohne alle Mittel ist, sich dasselbe zu verschaffen. Etwas muß gethan werden und das sogleich!“

„Darf ich wohl um die Bescheinigung bitten?“ fragte der junge Mensch bescheiden.

„Ach ja! Ich vergaß!“ — Sie zog aus ihrem Portfolio, das auf dem Tische lag, ein Blatt hervor, rückte das Schreibzeug heran und setzte ein Paar Zeilen auf, denen sie ihre Unterschrift beifügte. „Da haben Sie!“ sagte sie dann und reichte ihm das Blatt hin. „Also morgen früh um zehn bitte ich Herrn Baring, mich zu erwarten.“

Der junge Mensch verbeugte sich und ging.

Frau Guest suchte nun den Inhalt des Taschenbuches zusammen, verschloß dasselbe in ihrem Schreibpulte, las dann den Brief von Capitain William Brown noch einmal durch und warf sich endlich erschöpft in ihren Armsessel.

„Das Mittagessen ist aufgetragen!“ rief der Diener herein und ließ die Thüre weit auf, damit seine Herrin vor ihm hinuntersteige. — „Ich habe

allen Appetit verloren, John!" sagte sie seufzend und erhob sich. „Ihr Herr hat sein Taschenbuch am Ufer des Mississippi verloren und wer weiß, was aus ihm geworden ist. Das kommt von dem fatalen Reisen.“

Herr Baring und Co. konnten der besorgten Frau, als sie am andern Morgen zur anberaumten Stunde bei ihnen eintrat, auch keinen andern Ausweg andeuten, dem sonderbar verschwundenen Gatten auf die Spur zu kommen, als daß sie sich an Capitain William Brown wende, mit der Bitte, die Mühe zu übernehmen, demjenigen eine Belohnung auszusagen, der ihr von dem Verlorenen eine Nachricht bringe. „Wie kann ich aber einem ganz Fremden, der mir und meinem Manne gegenüber keine Art von Verpflichtung hat, ein solches Ansinnen zumuthen?“ versetzte Frau Guest bedenklich. „Ja, wäre es ein Mann, dem man mit Geld einen solchen Dienst lohnen könnte; aber ein Gentleman, wie Capitain William Brown? — Ich sehe ein,

das geht nicht. — Ich muß selbst hingehen; denn ich bin die Nächste, mich dieser Mühe zu unterziehen.“

„Wir könnten an unser Haus schreiben und dort Auftrag geben,“ wandte der überlegende Geschäftsmann ein.

„Das genügt mir nicht. Es könnte etwas versäumt werden, und dann hätte ich mir Vorwürfe zu machen. — Auch würde ich vor Sorge hier keine Ruhe finden. — Wann geht das nächste Schiff ab?“

„Uebermorgen von Bristol. Das ist aber wohl zu schnell, also in vierzehn Tagen, dann geht wieder eins.“

„Nein, nein! Uebermorgen. Je schneller, je besser. Ordnen Sie nur alles für mich an, schicken Sie mir noch einen Creditbrief für Ihr Haus und sichern mir einen guten Platz in der Kajüte. Ich werde reisefertig sein.“ Damit empfahl sich Frau Guest und eilte nach Hause, um hier ihre Anordnungen auf eine so wenig vorhergesehene Entfernung zu treffen. Die Schwierigkeiten, die sich ihr dabei entgegenstellten, waren gering. Die Diener ihres Hauses kannte sie als zuverlässig, sie konnte

ihnen unbesorgt die Aufsicht desselben vertrauen, ihr Silberzeug und andere Kostbarkeiten wanderten in einer eisernen Truhe nach der Bank von England, und neue Gegenstände der Toilette erforderte eine Reise, wie die ihrige war, nicht. So standen denn am Abend des Tages schon alle Koffer gepackt und Frau Guest war bereit, am nächsten Morgen die Eisenbahn zu besteigen, um den langen Weg bis Bristol zurückzulegen. Eine alte Jungfer, eine langjährige Dienerin des Hauses und Vertraute der Familie, begleitete sie. Diese Person gehörte sonst zum Haushalte der Mutter von Frau Guest, war von derselben aber, aus Sorge für die Tochter, so lange freigegeben, um sie auf dieser für eine junge Frau bedenklichen Reise zu begleiten. Außer dieser treuen Beschützerin hatte sich noch eine Schwester der Frau Guest, die um wenige Jahre älter und unverheirathet war, dazu erboten, ihr zur Gesellschaft zu dienen, und gern war dies Anerbieten angenommen worden. Eine männliche Begleitung hätte freilich von größerem Nutzen sein können; aber ein Bruder war nicht in der Familie, ein entfernterer Verwandter durfte es nicht sein, und was einen Diener betraf,

so konnte sie auf dem Schiffe keinen Gebrauch von demselben machen; bedurfte man später eines solchen, so ließ sich der Platz täglich in Newyork mit größerem Nutzen für den Zweck der Reise ausfüllen. — So traten denn die drei Frauen zur anbe-
raumten Zeit ihren Weg an und erreichten den Hafen und das Schiff, das sie einem fernen Welt-
theile zuführen sollte.

Eine Reise auf einem Dampfschiffe bietet wenig Bemerkbares. Die Esse raucht, die Räder sausen und man fliegt über die weite Wasserfläche dahin, aus deren tiefem Schooße uns ein so kaltes Bett anstarrt. — Die Passagiere wandern auf dem Verdecke auf und ab, und mustern die Wolken und hören den Winden; denn wie oft und wie glücklich die Fahrt auch zurückgelegt sei, doch kann es der Mensch nie vergessen, mit wie geringen Mit-
teln er hier den Elementen gegenüber stehe, wenn diese den Kampf mit ihm begehrt! — Die leicht-
sinnige Rede findet daher selten ein Ohr und eine Zunge am Bord eines Schiffes.

Frau Guest befand sich zum ersten Male auf der See und verließ ihre Kajüte fast gar nicht, so wenig sagte ihr eine Wasserfahrt zu. Ihre

Schwester dagegen fühlte sich so wohl, daß sie sich meistens auf dem Verdecke aufhielt und die reine Seelust mit rechtem Behagen einathmete. Daß sie allein unter so vielen Fremden ihren Platz hier einnahm, verstieß nicht gegen die Anstandsregeln, die an Bord eines Schiffes weniger eng gezogen sind, und überdem war Miß Anna Athyns nicht mehr so jugendlich in ihrem Aussehen, um besondere Aufmerksamkeit zu erregen. Obgleich sie erst ihr achtundzwanzigstes Jahr zurückgelegt hatte, so färbte ihre Wangen doch keine Jugendfrische mehr, und ihre Gesichtsfarbe, sowie der trübe Blick ihres Auges besagten ihr körperliches Leiden, eine kranke Leber. — Auch war die Stimmung ihres Gemüthes dieser Körperbeschaffenheit entsprechend, und das Auge der Eifersucht hatte früh seine Schatten auf ihr Leben gelegt und sie Allen entfremdet, selbst der eigenen Schwester, deren Schönheit sie nie verzeihen konnte. — Fräulein Anna hatte es ungern gesehen, daß dieselbe sich vor ihr verheirathete, dabei aber immer noch gehofft, daß es ihr jetzt leichter gelingen würde, dem Beispiele derselben zu folgen, seit ihr die junge, blühende Nebenbuhlerin nicht mehr zur Seite stand. Aber

leider! war diese Hoffnung unerfüllt geblieben, wofür sie den Männern in ihrem innersten Herzen manchen bitteren Vorwurf machte.

Wenn wir uns gewöhnen, unser ganzes Sinnen, Denken und Wünschen auf einen Punkt zu richten, so ereignet es sich nur zu häufig, daß alle, auch die entfernt liegendsten Begebenheiten uns die Erfüllung unserer Hoffnung zu bezwecken scheinen. So hatte Anna sich denn auch seit lange schon auf ihre Hochzeit eingerichtet, und ließ ihre Wäsche und Garderobe auf die möglichst geringe Zahl zusammenschmelzen, in der Erwartung, sehr bald genöthigt zu sein, eine ganz neue Aussteuer zu besorgen. Jeder neue Bekannte trug für sie das Angesicht eines Freiers, und ließ sich ein Herr melden, so verließ sie zartfühlend das Gesellschaftszimmer, damit derselbe nicht verhindert werde, der Mutter seinen Antrag zu machen. Dies Leben der Hoffnung und Täuschung war ein aufreibendes, und ihre reizbare Stimmung verrieth den Hausgenossen, daß Fräulein Anna sehr wenig von ihrer Lage befriedigt sei. — Sogar ihre Mutter sah es recht gern, als sie den Wunsch äußerte, ihre Schwester auf ihrer Reise zu begleiten, und Nie-

mand bedauerte ihre Abwesenheit, als der Morgen hereinbrach, an welchem man sie nicht mehr erblickte.

War es denn aber die Sorge um die Schwester, oder der Wunsch, den verlornen Schwager auffinden zu helfen, was Anna Atkyns dem elterlichen Hause entführte und die ganze Zahl ihrer vermeintlichen Freier bekümmert zurückließ? — Es ist bekannt, lieber Leser, daß das menschliche Herz ein wunderbares Ding ist; so wird es denn auch Niemanden so gar sehr überraschen, wenn wir, die wir die arme Anna in ihren geheimsten Gedanken belauscht haben, hier mittheilen, daß keine Familienrückichten sie bewogen, die Gefahren der weiten Reise zu theilen, sondern nur Privatangelegenheiten. Und wen konnten diese betreffen? — Niemand anders, als Anna selbst und Capitain William Brown. — So wie nämlich Frau Gueft den Namen desselben nannte und später seinen Brief mittheilte, erhob sich sogleich vor der Seele der jungen Dame das Bild eines schönen Officiers, von hoher Gestalt und ritterlichem Benehmen, der vom Schicksal ausersehen war, ihr zu Füßen zu sinken und ihr Herz und Hand anzutragen. So-

wie dieser Gedanke einmal in ihr aufstieg, war es auch beschlossen, ihn nicht unerhört schmachten zu lassen, und so wurde denn die Reise als ein Ruf des Schicksals unwiderleglich beschlossen. Was aber noch mehr ist, auch die Ausstattung wurde mitgenommen. Ein Officier, dessen Garnison Bermuda war, konnte keinen so langen Urlaub haben und würde ohne Zweifel wünschen, die theure Gattin gleich mit sich heimzuführen, wie konnte sie da hartenherzig um Aufschub bitten? — Und noch dazu bloß ihrer Toilette halber Aufschub fordern? — Sie eilte daher in den großen Laden von Howel und James in Regent Street und bestellte alles Erforderliche, um ihrer neuen Stellung Ehre zu machen, mit der Bedingung, daß das nächste Schiff ihr die Kiste nach Newyork nachführen müsse. — Dies ließ sich denn auch leicht bewerkstelligen.

Mit so glücklichen Hoffnungen und Ausichten wanderte Fräulein Anna nun auf dem weiten Berdecke des Neptun auf und ab und berechnete die Tage und Stunden, die noch verfließen mußten, bis der Geliebte vor ihr stand. Wenn der Wind ihre Stirne sächselte, so athmete sie hoch auf in dem Gedanken, welche frischen Farben diese stärken-

den Seelüfte auf ihre gelbblaffen Wangen zaubern müßten, und traf sie zufällig den Blick eines Herrn, so meinte sie, derselbe habe Liebe suchend auf ihr geruht, und bedauerte, daß sie augenblicklich keine Erwiederung hoffen lassen könne. — So verstrichen die Tage ihr unter dem angenehmsten Ideengange, und saß sie Abends bei ihrer Schwester in der Cajüte, so freute sich diese ihrer Theilnahme, mit der sie wieder und wieder den Planen horchte, die den verlorenen Schwager an den Tag bringen sollten. Und wie hätte sie auch nicht gern der Schwester hier auf Schritt und Tritt folgen mögen! Durfte man doch erwarten, daß der galante Capitain beide Damen an die Ufer des Mississippi begleite, um ihnen dort genau den Punkt zu zeigen, wo er das Taschenbuch gefunden, — das ja die einzige Spur zu dessen verlornem Herrn war.

Endlich befanden sie sich im Angesichte Newyorks, wo das Panorama einer neuen Welt in seiner ganzen belebten Größe vor sie trat; aber beide Schwestern waren taub für die Sprache, mit der das bunte Leben zu ihnen redete, und aus dem ganzen Massenwald, und aus dem ganzen

Häusermeer sahen beide nur eine Gestalt heraus, die das Auge ihres Herzens hier suchen ging. Sowie das Rad des Schiffes seine letzte Schwingung vollendet, so wie die hohe Gasse zu stöhnen und zu ächzen aufgehört, und der Boden unter den Füßen in seiner zitternden Bewegung nachgelassen, sprang Frau Guest von ihrem Lager auf und ließ sich eilig ankleiden. Sie fühlte sich freilich matt und erschöpft; aber der Gedanke, diesen engen Räumen zu entfliehen, machte sie schon wohl, und sie athmete erleichtert in dem Bewußtsein, nun den Fuß an das Land zu setzen, wo sie eine so große Aufgabe zu lösen hatte. Ein Wagen wurde am Ufer leicht gefunden und die drei Frauen erreichten wie im Fluge den Gasthof, den man ihnen empfohlen und der auch schon deshalb den Vorzug verdiente, weil Capitain William Brown ihn gleichfalls während seines Aufenthalts hier bewohnte.

Die Zimmer, die ihnen der Gastwirth angewiesen, gingen auf die Straße hinaus und boten eine belebte Aussicht. Anna stellte sich an das Fenster und musterte die Ein- und Ausgehenden, mit dem stillen Lächeln um die Lippe, daß sie ihn wohl entdecken könne. Frau Guest dagegen

hatte sich auf ein Sopha geworfen und erwartete einige Erfrischungen, deren sie gar sehr bedurfte, ehe sie geistig oder körperlich einer Anstrengung fähig war. „Wie bleich Du aussiehst!“ bemerkte Anna, die sich jetzt ebenfalls dem Tische zuwandte, der bereits mit Speisen besetzt stand. „Trinke nur etwas Branntwein und Wasser, damit Du Dich erholst. Die Reise hat Dich gar zu sehr angegriffen.“

„Und Dich hat sie gestärkt. Ich habe Dich nie wohler aussehend gekannt,“ versetzte die Schwester. Anna antwortete mit einem Lächeln, das sie zu unterdrücken strebte, denn die Freude spiegelte sich darin, daß sie gut ausfähe und ihm gefallen würde. Um diese Empfindung zu verbergen, sagte sie kurz: „Es ist nur gut, daß ich so wohl bin und Dir eine Stütze sein kann,“ und erhob sich dann, um wieder an das Fenster zu treten. Der Abend war indessen hereingebrochen und die Lichter angezündet. Frau Guest hatte etwas geruht und fühlte sich wohler, sie wollte nun also nicht länger zögern, die Zusammenkunft mit Capitain Brown stattfinden zu lassen, in der Erwartung, daß dieselbe ihr noch

manchen Aufschluß bringen könne. — Daß sie dieser wichtigen Angelegenheit halber ihre Toilette übersehen sollte, wird Niemand von einer wohlgezogenen jungen Frau des neunzehnten Jahrhunderts erwarten. So mußte denn erst die alte Elisabeth erscheinen und die Locken ihrer Herrin zierlich ausrollen, ihr dann Spitzenärmel und Halskrause frisch anlegen, und nun erst, als die schöne junge Frau den Blick selbstzufrieden von dem Spiegel zurückgewendet, wurde der Auftrag ertheilt, die Karte der Frau Guest an Herrn Capitän Brown zu überbringen, mit der Bitte, ihr noch diesen Abend, wenn es ihm möglich sei, das Vergnügen seiner Gegenwart zu schenken.

Anna war gleichfalls mit einer Revision ihrer heute schon vielfach bedachten Toilette beschäftigt gewesen, und trat eben wieder in das Zimmer, als dieser Auftrag ertheilt wurde. Sie erröthete vor Vergnügen, obwohl nur innerlich, weil die Farbe ihrer Haut das Füllen der rothen Aederchen nicht sichtbar machte und beeilte sich, in einer graziösen Stellung neben ihrer Schwester Platz zu nehmen. „An Deiner Stelle, Ellen“ bemerkte sie dann mit einem prüfenden Blick auf den Anzug

ihrer schönen Schwester, „würde ich mich weniger gepuht haben; für eine Frau in Deiner Lage steht es nicht gut aus, wenn sie inmitten ihrer Sorge mit sich selbst beschäftigt ist.“

Frau Gueßt kniff die Lippen zusammen. So sanft und ruhig ihr Gemüth auch war, und so wenig sie sich sonst zu einer Aeußerung reizen ließ, die heftig oder mißwollend schien, so hatte ihre Schwester hier vielleicht den einzigen Punkt getroffen, wo man sie verwunden konnte. Sie schwieg und maß Anna mit einem langen Zornesblick. „Du nimmst es übel? Aber ich weiß nicht warum,“ beantwortete diese den stummen Vorwurf. „Während Du den ganzen Tag an Dir gepuht hast, sollte ich wohl schmutzig und unordentlich vor dem mir ganz fremden Manne erscheinen?“ sagte Frau Gueßt endlich mit harter Betonung. „Ich nenne das affectirt, wenn man sich aus Sorge oder Kummer nicht mehr ankleiden will.“

„Davon ist auch nicht die Rede,“ sagte Anna, die der Schwester immer noch nicht verzeihen konnte, daß sie grade in diesem Augenblicke so hübsch aussah; „daß man aber an neue Eroberungen denkt, während man den ersten Gatten noch nicht begrä-

ben hat, ist ein Spiel der Eitelkeit, das ich in Dir nicht begreife."

"Anna!" rief Frau Guest und eine Thräne des Unmuths perlte in ihrem Auge; „das ist eine Sprache, wie Du sie Dir einer verheiratheten Schwester gegenüber nicht erlauben solltest!"

"Ich bin die Aeltere, Ellen, und muß Dich zurecht weisen, wo Du fehlst, denn daß Du verheirathet bist, macht Dich noch nicht weiser."

Frau Guest wollte etwas erwidern; in diesen Momente aber öffnete sich die Thüre und der Diener meldete: „Capitain William Brown!" Beide Damen standen nun auf, um den erwarteten Gast zu begrüßen, und vielleicht hätte dieser den Schwestern gegenüber die ältere für diejenige angededet, auf die sein Besuch hier Bezug hatte, wäre Frau Guest nicht einen Schritt vorgetreten und hätte ihm die schöne weiße Hand mit den Worten entgegengestreckt: „Haben Sie Dank, daß Sie meiner Bitte so schnelle Folge geleistet, Capitain Brown," und ihm gewinkt, auf einem Sessel ihr zur Seite Platz zu nehmen. „Meine Schwester!" sagte sie nun, auf Anna deutend, und fuhr dann

fort: „Sie haben sich so vieler Mühe unterzogen, daß ich Ihnen aufrichtig verpflichtet bin! — Ihr langer Aufenthalt in Newyork, bloß in unserem Interesse — wie kann ich das nur vergüten! — Ich bin darum selbst gekommen, theils um Ihnen zu danken, theils um mit Ihnen zu berathen, welche Schritte sich wohl in dieser Angelegenheit thun lassen. Sie sind ja der Einzige, der uns eine Spur zeigen kann, die zu meinem armen Gatten führt, und meine ganze Hoffnung, ihn hier aufzufinden, beruhte daher auch auf diesem Zusammentreffen mit Ihnen.“

„Ich bin zu jedem Dienste bereit, meine Gnädige, und bitte nur über mich zu gebieten.“

„Sie sind sehr gütig. Aber sagen Sie mir Ihre Meinung. Sagen Sie mir, was Sie von dem Verschwinden meines Gatten halten.“

Der Capitain stugte. Er stützte die Hände auf seine Knie und saß eine Minute wie nachsinnend: „Fragen Sie mich nicht, gnädige Frau. Ich weiß es wirklich nicht!“ sagte er dann und sah mit seinen leuchtenden schwarzen Augen zu ihr auf. — „Es ist ein Fall, der jeden stugig macht und den mir noch niemand zu erklären wußte.“

„Wenn ich Sie nun hätte, uns an die Stelle zurück zu begleiten, wo Sie das Taschenbuch fanden, und ich setzte dort eine Belohnung darauf, wer mir Nachricht von meinem Gatten brächte?“

„Dann würden Sie an falschen Berichterstat-
tern keinen Mangel leiden und von Täuschung zu
Täuschung gehen. Wäre seine Spur dort aufzu-
finden gewesen, so hätte ich sie gefunden. — Aber
Angeichts eines unendlichen Strombettes mit sei-
ner reißenden Fluth, die weiten Savannen, in denen
der wilde Büffel haust, und als ferne Per-
spective eine Horde Indianer, die auf Beute Jagd
macht, — wie soll man auf einem solchen Terrain
den einzelnen Reisenden erspähen? In Ländern,
wo man auf der großen Heerstraße von Gasthof
zu Gasthof zieht, da folgt man schon einer solchen
Spur; aber hier, in der neuen Welt, führen der
Wege zu viele nach Rom. Ich wüßte wirklich
nicht, wie wir auf eine Spur gerathen sollten.“

„Ich muß aber doch etwas thun. Irgend
ein Versuch muß doch gemacht werden.“

„Lassen Sie einen Aufruf in alle Blätter er-
gehen und warten wir das Resultat ab.“

„Der Gedanke wurde Ihnen vom Himmel

eingegeben. — Ja, ja! Das ist es. Das muß helfen. Irgendwo muß er sich hingewendet haben; denn es fehlt ihm ja an allem Gelde, und steht er selbst auch keine Zeitung, so steht sie doch jeder Geschäftsmann und die ganze besitzende Klasse. Ja, ja! Das ist das rechte Mittel. Ich danke Ihnen tausendmal, Capitain Brown, Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen, indem Sie mir einen so vortrefflichen Rath gaben."

„Der Werth desselben wird sich erst durch den Erfolg ermessen," versetzte der Capitain bescheiden und stand auf, um sich zu empfehlen. „Vielleicht erlauben Sie mir morgen früh Ihnen aufzuwarten, um Ihnen beim Einrücken der Anzeigen behilflich zu sein."

„Sie werden mich dadurch sehr verbinden," versetzte Frau Guest, indem sie sich gleichfalls erhob.

„Um welche Stunde sind Sie sichtbar, gnädige Frau?"

„Vielleicht machen Sie uns das Vergnügen, mit uns zu frühstücken und wir schreiten dann gleich an das Werk."

Der Capitain verneigte sich dankend und schritt der Thüre zu, wo er sich noch einmal zurückwandte, um Anna noch ein besonderes Compliment zu machen. Vielleicht glaubte er sie Angesichts ihrer Schwester übersehen zu haben, was auch wirklich der Fall war, und der Pflicht eines Gentlemen auf diese Weise Genüge zu thun. Anna aber betrachtete die Sache aus einem ganz andern Gesichtspunkte und bildete sich ein, in diesem Gruße liege schon ein halbes Geständniß. So wiegte sie sich denn unter den holdesten Träumen in einen sanften Schlummer ein, mit dem Vorsatze, am folgenden Morgen die Erste im Frühstückszimmer zu sein, damit der schöne Capitain noch einige Worte an sie richten könne, ehe das Beisein ihrer Schwester ihm die Zunge binde. Frau Guest hatte indessen gleichfalls den Gott der Müden angerufen, der auch bald auf leichten Schwingen herunterstieg und leise, leise seine Mohnkörner auf die Lider streuete, bis es ganz still im Innern ward und der letzte halbe Gedanke mit einem tiefem Athemzug dem Reiche der Träume anheimfiel.

Die alte Elisabeth allein war indessen noch wach geblieben. Sie sollte die Koffer öffnen und für

Frau Guest ein zierliches Morgenkleid bereit legen, das ihres Gatten Lieblingsfarbe trug. Gedachte sie wohl seiner, indem sie diesen Auftrag ertheilte? —

Woche nach Woche verstrich und noch hatte kein Aufruf in den Zeitungen den geringsten Erfolg gehabt; doch gab man die Hoffnung noch nicht auf, auf diese Weise zum Ziele zu gelangen. Indessen bemühte sich Capitain William Brown, den Damen den Aufenthalt in Newyork so angenehm wie möglich zu machen und täglich etwas zu ersinnen, das sie beschäftigte und zerstreute. Man fuhr aus, man besuchte das Theater, oder machte weite Fußpartien; genug jeder Tag brachte etwas Neues, so daß die stets frischen Eindrücke Frau Guest verhinderten, ihrer Sorge um den Gatten so ernstlich Raum zu geben, wie sie es in der Einsamkeit ihres stillen Gemaches gethan haben würde. Ihr Verhältniß zu Capitain William Brown war zugleich ein recht freundschaftliches geworden, denn schon daß sie hier ganz auf ihn angewiesen war und in Bezug auf den Zweck ihrer Reise nur mit ihm berathen, nur von ihm geleitet werden konnte, mußte die Schranke wegräumen, die sonst einem Fremden gegenüber

lange unübersteiglich bleibt. Dabei war der lebenswürdige junge Officier voll der zartesten Aufmerksamkeit für sie, ohne dabei der feinsten Sitte und Rücksicht das Geringste zu vergeben, und so woben denn Dankbarkeit und das Bedürfniß, sich einem Beschützer unterzuordnen, ein Band, das schon einen festen Knoten zu schürzen begann, ehe sie ihrem Verhältniß zu ihm noch den Namen der Freundschaft zu leihen gedachte.

Anna, die ihre stete Begleiterin war, hatte nur über den einen Punkt Klage zu führen, daß sie Capitain William Brown so selten unter vier Augen sah. Die Folge war, daß er sich noch immer nicht erklärt hatte. — Sie las nun freilich täglich in jedem flüchtig auf ihr ruhenden Blick die Meinung seines Herzens, indessen auf die Länge wollte ihr doch dies bloße Verständniß der Seelen nicht mehr genügen und sie sehnte sich nach dem Worte, das seinen Gefühlen für sie eine bestimmtere Farbe lieh. Es schien ihr daher nothwendig, die Gelegenheit ein wenig herbeizuführen und ihn, wenn es sein mußte, zu ermutigen, ihr seine Hand anzutragen. — Ihre Ausstattung war auch bereits von London angelangt, und mit Verwunderung

hatte ihre Schwester diese Vorräthe an Wäsche und Kleidung bemerkt, die sie sich hierher nachsenden lassen, als gälte es ein halbes Leben in der westlichen Hemisphäre zuzubringen. Anna hatte ihr nur mit einem geheimnißvollen Lächeln geantwortet. Sie dachte bei sich selbst, daß der Schwester doch wohl ahnde, was hier im Werke sei; denn eine gänzliche Blindheit konnte sie ihr unmöglich zutrauen.

Der Urlaub von Capitain William Brown hatte indessen sein Ende erreicht, doch war dieser entschlossen, die Pflicht des Menschen der des Soldaten diesmal vorgehen zu lassen, und bat daher um Aufschub, der ihm, wie er hoffte, auch gewährt werden würde. — Mit einem Briefe, den er zu dem Zwecke geschrieben, in der Hand, trat er in das gemeinschaftliche Theezimmer und gab dem Kellner den Auftrag, denselben auf die Post zu senden. Da trat Anna ein. „Ah! Capitain Brown!“ rief sie vergnügt, „Sie sind ja heute einmal ungewöhnlich pünktlich! — Ich glaubte nicht, daß Ihre Geschäfte, von denen Sie sprachen, so bald abgethan sein würden.“

„Die Hauptsache war dieser häßliche Brief, der

um Verlängerung meines Urlaubes nachsucht. Wenn man mir meine Bitte nur nicht abschlägt!"

„Kehren Sie denn so ungern nach Bermuda zurück?"

„Ich möchte nicht dazu gezwungen sein, so lange ich Ihrer Frau Schwester noch dienen kann."

„Es ist überhaupt aber wohl ein einsames Leben auf der wüsten Insel?"

„Nun, was das anbelangt, so ist es dort so sehr wüste gerade nicht," sagte er lachend, „und an Geselligkeit fehlt es uns eben so wenig."

„Aber das Familienleben! Sie scheinen mir sehr viel Sinn für häusliches Glück zu haben."

„Meinen Sie?" Er lachte. „Und woran sehen Sie das, Fräulein Anna?"

„Das merkt man bald."

„Glauben Sie, daß ich ein guter Ehemann werden könnte?"

„Darnach müssen Sie mich nicht fragen," sagte sie verlegen.

„Und warum nicht? Gerade Sie werden das am besten beurtheilen."

„Wie meinen Sie das, Capitain Brown?"

„Nun, weil Sie mir angesehen haben, daß

es mir nicht an Sinn fehle für ein Familienleben. Sehe ich so recht wie ein guter Hausvater aus?" Er warf sich lachend in die Brust.

„Noch nicht, aber das kann kommen.“

„Wenn ich erst verheirathet bin. Da muß ich freilich erst an die Wahl eines Mädchens denken. Wäre das hier wohl der Ort dazu? Was meinen Sie, Fräulein Anna? Rathen Sie mir!“

„Ich weiß nicht, Capitain Brown, ob ich Ihnen hierin rathen kann. Gegen den Ort aber ließe sich sicherlich nichts einwenden.“

„Soweit wären wir also gediehen. Der Ort ist gut, sagen Sie. Nun kommt aber die nächste Frage: was läßt sich gegen meine Person einwenden? — Wollen Sie mir das auch sagen?“

„Die Frage ist ein Bißchen direct, indessen, — ich will mich nicht zieren — ich glaube nicht, daß ein Mädchen etwas an Ihrer Persönlichkeit auszu- setzen finden wird.“

„Bravo, Fräulein Anna, ich stehe also doch so gar schlecht nicht bei Ihnen angeschrieben. Geben Sie mir die Hand, wir bleiben Freunde.“ Sie reichte ihm ihre Rechte. „Sie stehen mir bei, ein glücklicher Familienvater in Bermuda zu werden, dabei

bleibt es, nicht wahr, Fräulein Anna?" Und lachend lief er mit diesen Worten zur Thüre hinaus.

„Ihr seid ja recht munter hier?" sagte Frau Gueßt, die eben von der andern Seite eintrat und verwundert umherblickte, wohin denn der Herr Officier, dessen Stimme sie eben noch lachend vernommen, so plötzlich entflohen war. — „Ich hoffe, daß ich nicht gestört habe?"

„Vielleicht!" versetzte Anna mit vielsagendem Lächeln. „Das war aber nicht Deine Schuld, Du konntest ja nicht wissen. . . ." Sie stockte.

„Was konnte ich nicht wissen?"

„Daß Capitain Brown soeben um mich anhielt."

„Anna!" sagte Frau Gueßt mit einem vorwurfsvollen Blick, der ihr den unpassenden Scherz vorhalten sollte.

„Was findest Du denn daran zu tadeln?"

„Deinen Leichtsin! Glaubst Du vielleicht, daß mich eine solche Unterhaltung zerstreut? Da irrst Du."

„Du hältst die Sache für einen Scherz?"

„Allerdings!"

„Und weshalb?"

„Weil kein Mann, der ein Mädchen liebt,

lachend aus dem Zimmer stürmt, nachdem er sein heiliges Geheimniß preisgegeben.“

„Du nimmst dergleichen Dinge so sentimental, ich kenne das schon. Aber frage ihn doch selbst! — Er muß ja bald zurückkehren!“

„Das hieße ja Dich lächerlich machen, Anna. In Deinem Beisein zu sagen: haben Sie um meine Schwester angehalten, Capitain Brown? — Ich muß erwarten, daß er mir, als der verheiratheten Frau, die Mittheilung mache, da Du doch hier gewissermaßen unter meinem Schutze stehst.“

„Wie Du immer prahlst mit Deinem Verheirathetsein! — Nun, diese Miene wirst Du mir gegenüber auch so sehr lange nicht mehr annehmen. — Ich werde aber jetzt auf mein Zimmer gehen und Dich mit Capitain Brown allein lassen; er wird Dir dann ohne Zweifel die Wünsche seines Herzens mittheilen.“

Anna verließ das Gemach und Frau Guest nahm vor dem Theetische Platz, wo sie lange sinnend saß, ohne daß es ihr einfiel, die Tasse an ihre Lippen zu führen. Traurige Gedanken schienen ihre Stirne zu umwölken. Sie seufzte und stützte das schöne Köpfchen auf die weiße Hand. Im

Zimmer war alles still, nur der einförmige Schlag des Pendels ließ sich hören, und draußen pfliff ein kühler Nachtwind die traurigen Weisen, die dem Einsamen so schrill im Busen wiedertönen. Nur langsam rückte der Zeiger der Zeit auf seinem Wege vor, während die Seele so düster träumte, und oftmals hatte das Auge schon das Zifferblatt gesucht, ohne daß die Stunde wirklich vorgeschritten war. — Endlich nahte sich ein lauter Männertritt und mit festem Schritt trat der Capitain ein.

„Ganz allein?“ sagte er heiter und nahm am Tische Platz, um sich eine Tasse Thee reichen zu lassen. „Wo ist Fräulein Anna?“

„Bermiffen Sie sie?“ fragte Frau Guest bedeutsam.

„Durchaus nicht. Ha, ha, ha!“

„Sie sind sehr heiter.“

„Und Sie sehr ernst, meine Gnädige. Ich habe aber auch herrlichen Spasß gehabt.“

„Und worüber?“

„Ueber meine Talente zur Ehe, ha, ha, ha!“

„Wer hat denn mit Ihnen über diesen Gegenstand gescherzt?“

„Ihre liebe Schwester, ha, ha!“

Ein leises Geräusch an der Thüre erregte Frau Guest's Aufmerksamkeit. Sie sah sich um, aber gewahrte niemand. Es mußte der Wind gewesen sein.

„Sie scherzen, Capitain Brown. Meine Schwester wird sich nicht damit befassen, Ihre Talente zur Ehe zu prüfen.“

„Doch, doch. Fräulein Anna war so gütig mir anzusehen, daß ich einen vortrefflichen Familienvater abgeben würde und auf der wüsten Insel Bermuda recht bald in den Stand der Ehe treten müsse. Das habe ich denn auch unter ihrer Leitung zu thun versprochen.“

„Unter wessen Leitung?“

„Unter der Leitung Ihrer Fräulein Schwester.“

„Wie meinen Sie das, Leitung! Das Wort ist eigen gewählt.“

„Wie so? Daß ich nicht wüßte. Es deutet die Sache richtig an.“

„Wenn Sie sagten, an der Hand meiner Schwester, so würde ich das besser auffassen.“

„Aber ich nicht,“ sagte er lachend. „An der Hand! Nein, das nimmt einem Mädchen gegenüber einen gefährlichen Sinn an.“

Man muß aber doch an der Hand einer

Frau durch das Leben gehen, und worin liegt denn da die Gefahr?"

„An der Hand einer Frau und seiner Frau, — an der Hand des Mädchens seiner Wahl; — ganz gut, dagegen habe ich nichts. Wer mir aber bei meiner Wahl behilflich ist, dessen Leitung vertraue ich mich nur, 'ohne seiner Hand dabei zu bedürfen.“

„Ich hoffe nicht, Capitain Brown, daß Sie mit meiner armen Schwester Ihren Scherz getrieben?“ sagte Frau Guest ernst. — „Mit der Zuneigung eines Mädchens soll der Mann kein Spiel treiben, und wenn Sie keine aufrichtige Liebe für sie empfinden, so sollten Sie sie nicht durch halbe Worte und vielsinnige Phrasen täuschen.“

„Aber ich bitte Sie, meine Gnädige, wovon ist denn die Rede?“

„Sie haben meine Schwester mit Hoffnungen getäuscht, die Sie nun nicht erfüllen wollen.“

„Ich sie mit Hoffnungen getäuscht?“

„Sie haben ihr vor einer Stunde hier in diesem Zimmer Ihre Hand angetragen, und nun nehmen Sie, mir gegenüber, Ihr Wort zurück.“

„Ich falle aus den Wolken. Beim Jupiter, theure Frau, ich habe weder das Eine, noch das Andere gethan. Und wie sollte ich auch dazu kommen? Meine Gedanken waren weit von Fräulein Anna, meine Wünsche, hoffnungslos wie sie sind, hatten ein anderes Ziel. Ich liebe, liebe mit der ganzen Blut meines Herzens; aber Ihre Schwester liebe ich nicht. Die Frau, die ich liebe, ist verheirathet, — ich habe daher keine Hoffnung, auf der wüsten Insel Bermuda ein glücklicher Familienvater zu werden.“

Während dieser Rede war Capitain Brown von seinem Sitze aufgesprungen und hatte sich mit verschränkten Armen vor das Kamin gestellt, von wo er den Blick unverwandt auf Frau Guest ruhen ließ. Der gewöhnliche Ausdruck heiterer Sorglosigkeit war aus seinem Gesichte verschwunden, die Stirn zogen düstere Falten zusammen, sein Auge glühte. „Sagen Sie Fräulein Anna, daß ich von Herzen ein Mißverständniß bedauere, dessen Aufklärung peinlich und entfremdend zwischen uns treten wird, und das mich außerdem zu einem Geständnisse gezwungen, welches mich sonst in das Grab begleitet hätte. Die Verantwortlichkeit trifft

sie, nicht mich. — Ich gehorchte der Nothwendigkeit."

Frau Guest erwiderte nichts und blickte schweigend in ihre Tasse.

Eine Pause entstand. „Gute Nacht, Captain Brown!" sagte Frau Guest endlich leise, reichte ihm die Hand, die fast ohne ihn zu berühren einen Augenblick lang in der seinigen ruhte, und glitt dann aus dem Zimmer. Der junge Mann starrte ihr eine Weile nach. „Habe ich etwas gesagt, das sie beleidigen konnte?" flüsterte er in sich hinein. „Hat sie den Sinn meiner Worte errathen? — Aber wenn auch? — Sie darf ja nur thun als habe sie nichts verstanden, und wir sind auf dem alten Fuße." — Er nahm sein Licht und stieg in sein Schlafgemach hinauf, wo es heute noch lange licht blieb.

Frau Guest hatte indessen ihre Jungfer verabschiedet und vor ihrem Kamine Platz genommen, wo sie dem Spiele der Flammen zuschaute. An den Fenstern rüttelte ein Orkan und stötete mit unheimlichen Stimmen um das Haus; Thüren und Riegel knarrten und knackten. Sie hüllte sich fester in ihren Shawl und drückte sich in den weich ge-

polsterten Wiegenstuhl zurück, den Jonathan erfunden hat, um seine Rechenexempel darin zu machen. Warum suchte sie ihr Lager nicht? — Warum glühte ihre Wange wie in fieberhafter Erregung? — Das menschliche Herz ist, wie gesagt, ein wunderbares Ding. Frau Gueft konnte sich nicht erwehren, die Worte des jungen Officiers immer aufs neue zu wiederholen, und in der angenehmen Empfindung zu schwelgen, die das Bekenntniß der Liebe eines Mannes in einer Frau erregt, wenn derselbe schön, jung und liebenswürdig ist. Sie fühlte sich geschmeichelt, sie hätte mit dieser Neigung gern getändelt, — wie ein Kind mit dem Feuer spielt. — Ihr Herz war unbetheiligt, das gehörte ihrem Gatten; aber daneben war es doch ein angenehmes Vergnügen, Capitain Brown zu gefallen. Sie wollte ihm nichts gestatten, wollte ihn mit keiner Erwiederung beglücken; nur dulden wollte sie, angebetet zu sein und sich in seinen Liebesblicken sonnen. — Sie hatte den Mississippi und die Briestafche momentan ganz vergessen. Bunte Bilder umgaukelten ihre Sinne, ein süßes Lächeln umspielte ihre Lippe. — Da klopfte es an ihrer Thüre. Sie schrak zusammen. Es war

nahe an Mitternacht. Wer konnte so spät noch Einlaß begehren? — Sie stand auf und fragte, wer da sei. Anna's Stimme antwortete mit einem scharfen „Ich!“ und noch völlig angekleidet trat sie bei der Schwester ein. „Nun?“ sagte sie, einen Stuhl nehmend und diesen vor das Feuer neben den Sessel der Frau Guest rückend.

Diese schien die Frage, welche in jenen drei Buchstaben lag, nicht zu achten und schwieg. — „Ein schreckliches Wetter!“ begann sie nach einer Pause. „Wahrscheinlich konntest Du auch nicht schlafen?“

„Nicht deshalb! Das Heulen des Windes lullt mich ein wie ein Wiegenlied. Ich blieb auf, um die Antwort zu hören.“

„Welche Antwort?“ fragte Frau Guest, sich unwissend stellend, worauf ihre Schwester hindeute; denn die persönliche Wendung, die ihr Gespräch mit dem jungen Mann genommen, hatte ihren Gedanken eine Richtung gegeben, die es ihr momentan schwer machte, unparteiisch und objectiv über diesen Gegenstand zu reden.

„Die des Capitains; welche sonst?“ versetzte Anna halb ärgerlich über die vielen Worte.

„Ich mußte nicht, daß es so sehr damit eile,“ sagte Frau Guest ausweichend, in der Hoffnung, die stattgefundenene Unterhaltung noch verheimlichen zu können.

„Eile? Freilich! Morgen wäre es auch noch Zeit dazu gewesen; da Du aber einmal mit ihm gesprochen hast —“

„Woher vermutest Du das?“

„Ich vermuthe es nicht, ich weiß es; denn ich hörte, in der Ueberzeugung, daß meine Ohren mir bessere Dienste leisten würden, als meiner Schwester Berichte.“

„Wozu fragst Du mich denn noch?“ sagte Frau Guest und wurde bleich vor Schreck über eine solche Mitwifferin ihres Geheimnisses.

„Weil ich nur den Anfang weiß; Capitain Brown schloß ja die Thüre, als ich unvorsichtig ein kleines Geräusch machte. Ich muß mich daher leider in Bezug auf die weitere Unterhaltung auf Deine Mittheilung verlassen.“

Frau Guest sah ihre Schwester forschend an. Hatte sie wirklich nicht mehr gehört?

„Ich glaube, daß Du besser thust, nicht weiter an eine Heirath mit Capitain Brown zu denken,“ begann sie endlich behutsam.

Anna flammte hoch auf. Ihr Auge sprühte.

„Dacht ich's doch!“ rief sie aufgeregt, stand auf und maß das Zimmer mit großen Schritten. „So waren meine Träume, meine Ahnungen doch richtig; so ist es die eigene Schwester, die sich vor die Pforte zu meinem Glücke stellt; — die, neben dem Gatten, noch den Liebhaber gewinnen will!“

„Anna!“ rief Frau Guest und eine Thräne des Unmuthes trat in ihr Auge; aber nur darüber, sich laut von der Schwester angeklagt zu hören; denn in ihrer Brust flüsterte es leise, leise: sie hat recht.

„Ja, rufe nur Anna! mit diesem Blicke verleumdeter Unschuld. Das ändert die Sache nicht. Capitain Brown's Blicke haben mir täglich seine Liebe gestanden; aber freilich antwortete ich darauf nicht mit Deinen Taubenaugen, und — Männer sind Männer. Sie haschen nach dem, was wie eine verbotene Frucht schmeckt. Die Gattin eines Andern, die junge Frau, deren Zärtlichkeit für den Gemahl sie in eine andere Hemisphäre

loßt, wo sie, unter dem Schutze eines jungen Officiers, die Vergnügungen einer großen Stadt genießt, — das wäre eine Eroberung, die sich mitnehmen ließe. Ein anständiges Verhältniß mit einer jungen Dame, die ihm an Geist und Herz zusagt, ist im Vergleich damit freilich eitle Prosa. Und so muß mein Glück dem Spiele Deiner Eitelkeit geopfert werden.“

„Großer Gott!“ rief Frau Guest und brach in einen Strom von Thränen aus.

„Du weinst, weil ich Dir in die Karten geschaut,“ fuhr Anna unbarmherzig fort. „Ich sollte nichts merken, sollte blind sein und gewissermaßen den Deckmantel abgeben, der Dein sündiges Spiel mit dem Schleier der Respectabilität verhüllte. Aber warte! So haben wir nicht gewettet. Hätte Capitain Brown den Muth gehabt, Dir seine Liebe für mich einzugestehen, dann wäre die Sache anders gewesen, dann hätte ich manches hingehen lassen; — kleine Jugendthorheiten, ein momentanes Spiel der Sinne, der Eitelkeit muß eine verständige Frau übersehen. Aber so! Da er zu feig ist, um wahr zu sein; da er das Glück seiner Zukunft diesem Spiele des Augenblickes opfern

kann; — so ziehe ich meine Hand von Euch Beiden ab. — Zeigen will ich Euch nun, was eine Frau leisten kann und was sie leisten soll, wenn die Nothwendigkeit es erfordert; zeigen will ich Euch, welcher edeln Aufopferungen ich fähig bin und welch einen Schatz der Gatte meiner Wahl an mir besessen hätte! Bereuen soll er seine Schwäche; — bereuen, wenn es zu spät ist!“ — Mit diesen Worten stürzte sie aus dem Zimmer.

Frau Gueßt war in großer Aufregung aufgesprungen und an die Thüre geeilt, um sie zurückzurufen, aber Anna war schon die Treppe hinauf und verschwunden. Sie zögerte einen Augenblick, still überlegend, ob sie ihr nachsehen sollte; vielleicht aber war es besser, bis zum nächsten Morgen zu warten, wenn der Sturm der Leidenschaft einer ruhigeren Ansicht der Dinge gewichen. Sie zog die schon halb geöffnete Thüre wieder an sich, schob den Riegel vor und suchte ihr Lager. Aber kein Schlaf senkte sich auf ihr Auge. Der Schwester Worte hallten wieder und wieder in ihre Ohren. Neben dem Gatten noch den Liebhaber bewahren, hatte sie das denn gewollt? — Sie hätte dieser Anklage gar gern mit dem Muth des reinen Be-

mußte sich entgegentreten mögen; wie sie ihre Entschuldigung aber auch einkleidete, so erhob sich wieder und wieder ein kleines Stimmchen, leise, ganz leise, und doch ach! so vernehmlich, das da flüsterte: sie hat recht! — Denn hatte auch sie nicht lange, lange in den Blicken des jungen Officiers die stille Neigung gelesen, die kein Wort verrieth? Hatte sie sich nicht gesonnt in dieser Flamme, sich wohlthätig darin gespiegelt und durch den Schein, als bemerke sie nichts, ihr Gewissen beruhigt? — Was sie sich selbst nie zugestanden, trat, von Anna in Worte gekleidet, als eine Thatfache vor sie hin und machte sie vor sich selbst erröthen. — Es schien ihr jetzt, als könne sie dem jungen Officier nicht wieder ohne tiefes Schamgefühl unter die Augen treten, und doch — wandelte sie am Tage zuvor noch umher in den Mantel einer Reinheit des Herzens gehüllt, der sie in ihren eigenen Augen erhob und verschönte. Wo war dies schöne Selbstbewußtsein geblieben? War es denn alles Täuschung? Grausame Anna! die den Schleier des kleinen unschuldigen Selbstbetrugs mit so rauher Hand zerriß! —

Der Morgen brach an. Frau Gueßt begrüßte

ihn mit schlafmüden Augen. Wie sollte sie dem lichten Tage begegnen unter diesem Conflict sich streitender Gefühle, durch die der Weg, den die Pflicht gehen lehrt, noch nicht geebnet vor ihr lag! Sie schellte und beehrte das Frühstück in ihrem Zimmer. — Die alte Dienerin trat vor ihr Bett, zog die Vorhänge zurück, setzte einen kleinen Tisch nahe und stellte zierlich darauf, was ihre Gebieterin begehrt hatte. „Auch ein Briefchen für Sie!“ fügte sie hinzu, ihr das dreieckig zusammengeschlagene Billet hinreichend. Frau Guest erstarrte. Woher konnte dies kommen? — Kein bestimmter Gedanke trat dabei vor ihre Seele, nur einfach gewiß war es ihr, daß irgend eine bedeutsame Botschaft darin enthalten sei. Mit zitternder Hast griff sie darnach und überflog die Aufschrift. „Von Anna,“ sagte sie und riß das Siegel auf. Der Inhalt lautete: „Wenn Du diese Zeilen erhältst, dann bin ich schon weit von hier.“ „Großer Gott!“ schrie Frau Guest auf, warf ihr Bett zurück, sprang auf die Erde, daß der Tisch mit dem ganzen Theesgeschirr umfiel, und eilte an die Klingel. Bestürzt erschien die alte Jungfer vor ihr. „Lassen Sie einen Wagen bestellen!“ rief sie dieser mit zittern-

der Gast entgegen, „und helfen Sie mir dann rasch mich anzukleiden. Ich muß gleich fort!“ — „Wohin?“ fragte diese bescheiden. „Fragen Sie nicht! Gehen Sie! Eilen Sie!“ hieß es zurück und die alte Elisabeth eilte nun auch ihrerseits mit einem Ausdruck des Schreckens davon, dessen Ursache sie freilich nicht angeben konnte.

Raum war eine halbe Stunde vergangen und Frau Gueßt stand reisefertig da.

„Der Wagen ist bereit!“ meldete Elisabeth. „Der Kutscher erwartet nur Ihre Befehle!“

Frau Gueßt blickte, wie aus einem Traume erwachend, empor. Sie hatte in ihrer Hast ganz vergessen nachzudenken, wohin sie denn eigentlich wollte. — „Ja so!“ sagte sie und suchte nach dem Billet von ihrer Schwester, um es bis zu Ende zu lesen. „Wenn Du diese Zeilen erhältst, dann bin ich schon weit von hier,“ lautete es. „Wohin? Das frage mich nicht. Ich weiß es selbst nicht, ich überlasse es dem Schicksale, meine Schritte zu lenken. Nur das Eine steht fest: ich kehre nicht ohne Deinen Gatten zurück. Lebend oder todt, ich bringe ihn Dir, darauf baue!“ — Frau Gueßt sank auf einen Stuhl. Nach welcher Richtung hin

sollte sie ihr folgen? — Sie zog Erkundigung ein. Vor grauemdem Tage hatte ihre Schwester in aller Stille das Hotel verlassen, begleitet von einem Hausknecht, der ihr einen kleinen Reisekoffer nachtrug. — Dieser wußte nur, daß sie um sechs Uhr mit der Eisenbahn abgefahren sei. Der Wirth erbot sich, auf der Station nachzufragen, ob es möglich zu ermitteln, wohin sie gegangen. Frau Guest nahm sein Anerbieten dankbar an und kehrte einstweilen in ihr Zimmer zurück, um diese Stunde Aufschub zu benutzen, womöglich einen klaren Ueberblick über ihre Lage zu gewinnen. Welch ein unseliger Schritt von ihrer Schwester! — Sie ging, den Verlorenen aufzusuchen und die eigene Gattin blieb zurück, scheinbar unter dem Schutze eines fremden jungen Officiers, der sie nicht mit gleichgültigem Auge betrachtete. Das ging nimmermehr! Aber was jetzt thun? — Nach England abreisen und Anna hier zurücklassen, das konnte sie gegen ihre Eltern nicht verantworten. So mußte sie sie wiederfinden.

Der Kellner klopfte. „Herr Captain Brown wünscht Ihnen aufzuwarten!“ rief er herein. Frau Guest schrak zusammen.

„Er ist willkommen!“ sagte sie dann, Muth gewinnend und eine Purpurgluth überzog ihre vorher bleichen Wangen.

Sie erhob sich und begrüßte den Eintretenden, der ihr seine Bestürzung über die Entfernung ihrer Schwester an den Tag legen wollte, mit ernster Miene. „Meine Schwester hat mich in eine große Verlegenheit gesetzt,“ begann sie dann. „Sie ist abgereist, meinen Gatten zu suchen und wirft dadurch den Schein auf mich, als sei ich in dieser Pflicht faumselig gewesen. Ich ließ mich durch Ihren Rath dabei lenken, denn Ihre Gründe für mein Verweilen hier scheinen mir vernünftig; die Welt, fürchte ich, wird mir keine Gerechtigkeit hierin widerfahren lassen, Herr Capitain.“

„Was konnte Fräulein Anna aber bewegen, so plötzlich abzureisen? Gestern Abend war ja noch gar nicht die Rede von solchem heroischen Unternehmen.“

„Unsere Unterhaltung hat sie dazu bewogen. Sie hat dieselbe theilweise angehört. Ich darf Ihnen wohl gestehen, daß meine Schwester Werth auf Ihre Zuneigung legt, und der Meinung ist, Sie würden ihr dieselbe geschenkt haben, wenn ich

ihr nicht im Wege gestanden hätte. Diese Voraussetzung stellt mich in ein gehässiges Licht. Fügen wir hinzu, daß es ihr gelingt, meinen Gatten aufzufinden, — und daß sie nichts unversucht läßt, dies Ziel zu erreichen, können Sie ihr zutrauen, — daß sie mit ihm hierher zurückkehrt und mich in Ihrer Gesellschaft trifft, so müssen Sie gestehen, daß dies ein fatales Licht auf mich würfe. Ich bitte Sie daher, wenn Sie irgend mein Freund sind, ein Mittel aufzufinden, wie ich den Schein retten kann.“

Capitain Brown ging sinnend einige Male im Zimmer auf und ab; plötzlich blieb er mit verschränkten Armen vor Frau Guest stehen und sagte: „Soll ich Ihre Schwester heirathen?“

So wenig scherzhaft die arme Frau auch in diesem Augenblicke gestimmt war, so mußte sie doch vor der naiven Kürze dieser Frage hell auf-lachen. Capitain Brown stimmte unwillkürlich mit ein.

„Nicht doch!“ sagte Frau Guest, dann wieder eine ernste Miene annehmend. „Ein Opfer be-gehre ich nicht, — und noch dazu ein solches, das man mit seinem ganzen Leben bezahlt. — Können

Sie Anna lieben, so sind Sie mir als Schwager tausendmal willkommen; können Sie das nicht, so finden Sie auf ein anderes Mittel, das mich vor den hämischen Winken meiner armen Schwester sicher stellt.“

„Nichts leichter!“ sagte der Capitain, wie von einem plötzlichen Einfall überrascht. „Ich reise ihr nach, ich allein, folge ihrer Spur, führe sie Ihnen zurück und scheide dann. Dieser Schritt wird Anna von meiner Liebe überzeugen; zugleich aber soll diese Liebe ihr auf eine Weise unendlich werden, daß sie selbst auf jeden Gedanken einer Ehe mit mir Verzicht leistet. Bauen Sie auf mich!“ Er ergriff Ihre Hand, drückte sie an seine Lippen und wollte davon eilen.

„Capitain!“ rief Frau Gueft ihm nach. „Sein Sie vorsichtig. Ich kenne meine arme Schwester. Sie steht einem Manne vieles nach, wenn sie sich geliebt glaubt.“

„Beruhigen Sie sich, theure Frau. Anna muß sich vor Ihnen rühmen können, mir einen Korb gegeben zu haben; nur so ist der Schein für Sie gerettet.“

Er war verschwunden.

Frau Guest blieb noch eine Weile an ihren Platz gebannt, dann schellte sie, ließ sich Shawl und Hut abnehmen, forderte ihre Stickerin und drückte sich in die Ecke des Sophas, um die Eindrücke der letzten vierundzwanzig Stunden noch einmal an ihrer Seele vorübergehen zu lassen. Sie seufzte hoch auf. Gottlob! Diesmal war sie gerettet und nicht umsonst sollte das Schicksal ihr diese Warnung gesandt haben. Die Pein, im Innersten ihres Herzens vor sich selbst erröthen zu müssen, hatte sie einmal erprobt und diese Demüthigung, das gelobte sie sich, sollte für ihr ganzes Leben hinreichen.

Capitain Brown hatte indessen die Eisenbahn erreicht und war mit dem ersten Zuge abgefahren, der nach dem Süden führte. Er überdachte sehr richtig, daß Anna ohne Zweifel zuerst den Ort auffuchen würde, wo Herr Guest sein Taschenbuch verloren, ein Punkt, den er ihr so genau und wiederholt beschrieben, daß sie ihn kaum verfehlen konnte. Dort hoffte er sie einzuholen. — Am Abend des fünften Tages langte er in den Städtchen an, das er zu einem Hauptquartier zu machen gedachte und kehrte in demselben Gasthose ein, den

er auch bei einem früheren Aufenthalte schon bewohnt. Es dämmerte bereits, als er die Schwelle desselben überschritt. Ermüdet von der langen Reise, die ihm wenig Ruhe geboten, forderte er ein Zimmer und suchte sogleich sein Bett. Eine Tasse Thee war alles, was er an Erfrischung begehrte; denn zu große Müdigkeit wehrte jedem Bedürfnisse nach Speise. „Von Herrn Guest noch immer keine Nachricht?“ fragte er den Kellner mit halb geschlossenen Augen. „Sie erinnern sich? Der Herr, dessen Taschenbuch ich vor einigen Monaten hier am Ufer fand.“

„Wir haben gar nichts von ihm oder über ihn erfahren. Gestern kam aber eine junge Dame hier an, die seiner Spur folgen will.“

„So?“ sagte der Capitain und seine Augen öffneten sich weit. „Wohin ist sie denn von hier gegangen?“

„Sie ist noch hier. Die Reise hatte sie dermaßen angegriffen, daß sie heute das Bett nicht verlassen konnte. Morgen früh gedenkt sie aber ihre Reise fortzusetzen.“

„Wohin?“

„Nach Neuorleans. Sie will mit dem Dampfboote den Mississippi hinabgehen.“

„So? Und dort gedenkt sie ihren Schwager — Herrn Guest, wollte ich sagen, zu finden?“

„Ich glaube, daß ihr auf der Reise jemand begegnet ist, der ihr gesagt hat, er habe eine halbe Erinnerung, neulich bei seinem Aufenthalte in Neuorleans einen Herrn Guest gesehen zu haben, und die Beschreibung seiner Persönlichkeit ist zutreffend.“

„Wirklich! So etwas kann aber doch irren. Wann fährt das Dampfboot ab?“

„Um sechs Uhr.“

„So! — Nun gute Nacht!“

„Ich wünsche Ihnen wohl zu schlafen,“ sagte der Kellner.

„Warten Sie! Bald hätt' ich es vergessen. Lassen Sie mich doch um fünf Uhr wecken.“

„Ganz wohl!“ Er verschwand und Capitain Brown überließ sich dem Schlaf.

Der Franklin zischte und sprühte, eine hohe Rauchsäule stieg aus seiner Esse empor und die Glocke schellte zum dritten Male; da sprang Capitain Brown rasch an Bord und mischte sich in das

Gedränge der Passagiere. Ein eigenthümliches Lächeln spielte um seine Lippen, während er die Lorgnette an das Auge führte und seine Mitgefährten musterte, die ein Gemisch verschiedener Farben boten, wie der Europäer es selten gewahrt. Aber wie sorgfältig er auch umhersah, so konnte er den Gegenstand seiner Nachforschungen doch nirgends entdecken. Doch hatte er Fräulein Anna Atlyns das Schiff besteigen sehen, und nur darum seinen Platz nicht früher genommen, um dieses Factums ganz gewiß zu sein. Er stieg die Treppe hinab in die große Kajüte. Hier waren die Tische zum Frühstück geordnet, und müde Reisende saßen und lagen auf den Sophas in Erwartung einer guten Tasse Thee, die ihrem Geiste neue Spannkraft verleihe. Capitain Brown blieb einen Augenblick in der Thüre stehen und übersah die Gruppen. Ganz am Ende eines Tisches, abgesondert von den Uebrigen, saß eine Dame, die den Kopf abgewendet hatte, so daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte. Das war Anna. Er erkannte sie an der Kleidung. Er trat näher; aber nur erst, als er vor ihr stand, erhob sie, wie von einem innern Instincte getrieben, das Haupt. Ein leiser Ausruf

des Erstaunens stahl sich von ihrer Lippe; denn sie mochte eher an eine Erscheinung denken, als an die wirkliche Gegenwart des jungen Officiers. Er verbeugte sich und bot ihr die Hand. „Sie verdienen nicht, daß ich vor Ihnen stehe, Fräulein Anna,“ sagte er mit zweideutigem Lächeln; „denn ich hätte erwartet, daß Sie, nach unserer letzten Unterredung, keinen Entschluß der Art fassen würden, ohne mich davon in Kenntniß zu setzen.“

„Wie so, Capitain Brown?“ fragte sie mit großen Augen und verließ ihren Sitz.

„Wenn Sie mich nicht verstehen, so ist es nicht meine Schuld. Erklärungen liebe ich nicht,“ sagte er streng. „Jedenfalls konnte ich Sie nicht allein im Lande umherstreifen lassen, weil das einen Makel auf Ihren Namen geworfen hätte. Die Welt mag nun reden, was sie will; bin ich bei Ihnen, so kann ich mich allenfalls mit meinem Schwerte verbürgen.“

„Der Zweck dieser Reise —“

„Der Zweck heiligt die Mittel nicht, Fräulein Anna. Und jedenfalls hätten Sie sich die Zeit nehmen sollen, mir Ihre Absicht mitzutheilen, und meine Billigung zu erwarten.“

„Verzeihen Sie mir!“ sagte sie furchtsam und ungewiß, wie sie sein Betragen deuten sollte.

„Das geht so schnell nicht. Sie haben ein Mißtrauen gegen sich selbst nach gerufen, das erst in Jahren schwinden wird. Ich werde nicht wagen, Sie aus den Augen zu lassen, aus Furcht, daß eine neue Idee Sie zu neuen Thorheiten treibe.“

„Aber, Capitain Brown,“ rief sie, glühend vor Zorn, „mit welchem Rechte —“

„Ganz wie Sie wollen, Fräulein Anna!“ sagte er kalt. „Also mit keinem.“ Und er stand auf und wollte einen andern Platz suchen.“

„Nein, bitte! So meinte ich es nicht!“

„Dann wählen Sie Ihre Worte künftig vorsichtiger,“ sagte er streng und setzte sich neben sie.

„Sie kommen mir so verändert vor,“ bemerkte sie, ihn scheu musternd. „Sie sind so ernst, so streng, so empfindlich. So waren Sie sonst nicht.“

„Die Rolle, die Sie mir aufgebürdet haben, fordert es. — Der Beschützer einer jungen Dame darf nicht den Liebhaber spielen. Bedenken Sie, daß wir beide allein reisen!“

„Wo ist meine Schwester? Ist sie nicht mitgekommen? — Ihr unerwartetes Erscheinen hat mich dermaßen überrascht, daß ich noch kaum zur Besinnung gekommen bin.“

„Frau Guest weiß besser, was einer Frau ziemt. Sie bittet um den Rath eines Freundes und befolgt ihn.“

„Ich sehe durchaus nicht ein, weshalb eine Frau nicht ein eigenes Urtheil haben soll. Und die Folge wird beweisen, ob meine Reise eine unnütze gewesen ist.“

„Der Zufall mag Ihnen bessere Dienste dabei leisten, als man ahnen oder vermuthen könnte. Auf den Zufall darf man aber nicht bauen. Und die Handlungen des vernünftigen Menschen sollen der Ueberlegung und nicht einem Einfall des Augenblicks entspringen.“

„Ein guter Gedanke kommt oft plötzlich.“

„Besonders wenn der Böse ihn eingegeben hat. Sie müssen sich noch sehr ändern, Fräulein Anna. Wie gesagt, ich habe kein Vertrauen mehr zu Ihnen.“

„Wegen dieses einzigen Schrittes?“

„Der allein hinreichte, Ihren Ruf und Ihre Ehre auf das Spiel zu setzen. — Man muß Sie wie ein Kind hüten und bewachen, und das erlauben des Mannes Verhältnisse nicht immer.“

„Sie werden sich schon überzeugen, daß eine Ausnahme keine Regel ist.“

„Wollte der Himmel, daß ich diese Ueberzeugung gewänne,“ sagte er seufzend. — Anna sah niedergeschlagen in ihre Tasse und die Unterhaltung stockte.

„Es wird jetzt schön auf dem Verdeck sein,“ sagte endlich Capitain Brown, als das Frühstück abgetragen war. „Kommen Sie!“

„Ich bin so ermüdet, daß ich vorziehe hier zu bleiben,“ versetzte Anna.

„Das geht nicht an. Ich darf Sie nicht aus den Augen lassen.“

„Capitain Brown!“ rief sie und sah ihn ärgerlich an.

„Das Gesicht kleidet Ihnen gar nicht,“ sagte er kalt. „Meine Frau dürfte es mir nicht machen. Aber wie Sie wollen.“ Er wandte seinen Stuhl um. —

„Ich will mit Ihnen hinaufgehen, Capitain Brown,“ begann Anna sanft. — Er erwiderte nichts und folgte ihr. Sie wandelten oben eine Weile auf und ab, ließen den Blick dabei über Flur und Land schweifen, wo sich ihnen die weiten Savannen mit ihrem monotonen Einerlei wie ein lichtgrünes Meer darstellten, und die Färbungen nie gesehener und kaum geahnter Landschaften trugen. Capitain Brown zog sein Album hervor und fing an zu zeichnen. Sie könnten mir dabei vorlesen, Fräulein Anna!“ sagte er. „Haben Sie ein Buch?“ — „In meinem Koffer, ja. Und Sie?“ — „Ich habe mich nicht mit Lectüre versehen.“ — „Sie scherzen.“ — „Ich glaubte auf meiner Reise keine Muße zum Lesen zu finden.“ — „Sie scherzen. Auf der Eisenbahn, überall ist Zeit dazu. Meine Frau darf nicht ohne Bücher reisen.“ Anna sah niedergeschlagen vor sich hin und erwiderte nichts. „Haben Sie nicht auch ein Album?“ — fragte er. „Nein.“ — „Sie zeichnen doch?“ — „Ja, aber nur manchmal zu Hause.“

„Das ist die verkehrte Welt. Auf Reisen muß man zeichnen, und sich dadurch Denkmale der Erinnerung schaffen, die uns das Gesehene zu allen

Zeiten vergegenwärtigen. Sobald wir in Neuorleans angekommen, erlauben Sie mir Ihnen ein Album zu Füßen zu legen."

"Ich danke Ihnen. Ich werde es gern benutzen, wenn Sie es wünschen, und bedauere schon jetzt, das meinige nicht bei mir zu haben."

Capitain Brown sah sie mit einem halb besänftigten Blicke an. — Sein gutes Herz konnte dieser Antwort kaum widerstehen; aber er bezwang sich. — Er mußte ja seinen Zweck im Auge behalten und sei der Frau Guest gegebenes Wort wahr machen. „Der Hut kleidet Ihnen nicht!“ sagte er, als gälte es, sich in seinem Vorsatze zu bestärken. „Rosa macht Sie zu blaß. — Ich möchte Sie lieber in einem Strohhute mit Kornblumen sehen!“

"Ich habe für diese Reise nur den einen Hut bei mir."

"In Neuorleans sind Pugläden."

"Es wird wohl nicht der Mühe lohnen, etwas zu kaufen, was die Reise gleich verdirbt."

"Es lohnt Ihnen nicht der Mühe, mir zu gefallen. Gut!"

„Das wollte ich ja nicht sagen, Capitain Brown.“

„Aber Sie sagten es. Wem wünschen Sie denn zu gefallen, wenn ich fragen darf? Niemand?“

„Sie sind grausam, Capitain Brown. Wenn Sie es wünschen, kaufe ich mir ja gerne einen andern Hut.“

„Wenn ich es wünsche! Aus jeder Kleinigkeit wollen Sie sich, mir gegenüber, ein Verdienst machen. Andere Frauen errathen, sind befriedigt, wenn ihnen ein Lächeln des Beifalls wird, wenn des Mannes Auge mit Vergnügen auf ihnen weilt. Wir Männer haben auch wahrlich andere Dinge zu thun, als uns um die Details der Frauentoilette zu kümmern. Einem Soldaten nun gar steht es an, wie Herkules der Spinnrocken.“

„Niemand begehrt das ja aber auch von Ihnen, soviel ich weiß.“

„Wenn ich Ihnen angeben soll, was Sie kleidet und was Sie nicht kleidet, so muß ich doch darüber nachdenken. Dahin sollte es aber nie kommen, daß man an einer Frau entdeckte, irgend Etwas könne sie besser kleiden, besonders wenn sie einem Manne gefallen will. Man sollte annehmen,

sie hielte dann tagtäglich mit ihrem Spiegel recht ernste Berathung."

„Ich werde achtsamer auf meinen Anzug sein,“ sagte Anna sanft und sah still in die weite Landschaft hinaus.

Capitain Brown schwieg einen Augenblick. Diese Sanftmuth, wo er sie reizen wollte, entwaffnete ihn fast, und die duldbende Resignation ihrer Mienen verschönerte sie sogar in solchen Momenten.

„Wir wollen jetzt hinunter gehen,“ bemerkte er dann. „Es wird zu heiß hier, und auch muß es Zeit sein zum Mittagessen. — Nach diesem halten wir Siesta, und dann lesen Sie mir vor und ich zeichne, bis es Abend wird und wir im Sternenlichte wandeln können. Sind Sie damit zufrieden?“

„Gern!“ versetzte sie heiter und schickte sich an ihm zu folgen.

„Eine Bedingung muß ich Ihnen aber noch stellen: daß Sie nicht mit Ihrem Tischnachbar sprechen, — überhaupt mit Niemand sprechen, als mit mir. Frauen können nicht schweigen, und Sie wissen, daß ich keine Ursache habe, Sie für eine Ausnahme von der Regel zu halten. — Sie wer-

den aber wohl ermessen, daß ich es durchaus nicht bekannt gemacht wünsche, wie ich mit Ihnen stehe, was mich hierher führt, weshalb ich Sie begleite 2c. 2c.; also — kennen Sie meine Wünsche."

„Ich werde durchaus nichts verrathen, Capitain Brown."

„Schon wieder setzen Sie meinem Willen ein Nein entgegen, Fräulein Anna? So viel Eigenswille? — Der Epheu, der sich um die Eiche schlingt, das ist mein Ideal einer Gattin, verstehen Sie mich?"

Anna seufzte. „Ich fühle gar kein Bedürfniß, mit diesen fremden Menschen zu reden," sagte sie dann niedergeschlagen. „Ich wollte Ihnen nur versichern, daß sie im Punkte der Geschwägigkeit nichts zu besorgen hätten!"

„Mag sein! Mein Wunsch ist aber ganz sicher zu gehen."

Und Anna sprach kein Wort während der ganzen Reise mit irgend Jemand.

Als der Abend gekommen, als sie im Sternensichte gewandelt, und endlich in der Damen-Cajüte ihre enge Ruhestätte gefunden; da begrub sie den Kopf in die Kissen und schlief langsam unter lei-

sem Weinen ein. So schwere Selbstverleugnung hatte sie heute geübt, daß ihre ganze Natur eine Art von Umwandlung dadurch erfuhr. Mit geschwollenen Lidern, blaß und einen Ausdruck des Leidens in den Mienen, das ihrem Lächeln etwas Demüthiges gab, trat sie am nächsten Morgen ziemlich spät in das Frühstückszimmer, wo Capitain Brown ihrer schon mit einem schweren Vorwurfe harrte, der diesmal aber vor ihrem Aussehen auf seiner Lippe erstarb. — Er wünschte ihr einen guten Morgen und blieb still und einsylbig, wodurch sein Mißfallen hinreichend angedeutet wurde, so daß die arme Anna sich bewogen fand, am nächsten Tage in aller Frühe ihrem schützenden Lager zu entfliehen und die Erste auf dem Plage zu sein. — Auch heute bemerkte er nichts. Innerlich aber genügte es ihm, daß jetzt schon sein Schweigen ihr Verhalten bestimmte, und seine Mienen die Selbstverleugnung von ihr erzwangen, die ihrer Natur ein so unerträgliches Opfer war. Wie lange würde sie dies wohl bringen, fragte er sich.

Am Abend des fünften Tages lag endlich Neuorleans vor ihnen. Anna begrüßte dasselbe mit einem innern Gottlob! Wohl wußte sie, daß ihre

Lage dort dieselbe blieb, daß sie denselben Zwang erdulden müsse; aber dennoch fühlte sie eine Art Erleichterung in dem Gedanken, dem engen Schiffe zu entfliehen, in welchem sie so viele schmerzliche Thränen vergossen hatte, und einen Schauplatz zu erreichen, der ihr doch etwas größere persönliche Freiheit versprach. Sie stiegen im Gasthose zum „Fuchs“ ab. Capitain Brown beehrte hier zwei Zimmer nebeneinander, und sein erstes Geschäft war, Anna in demjenigen, welches er für sie bestimmte, einzuschließen, während er selbst noch einen Gang in die Stadt unternahm, um eine Anzeige, Herrn Guest betreffend, in die Zeitung einrücken zu lassen. Anna stand indessen am Fenster und blickte trübe in die Straße hinaus. Nein! Das konnte sie nicht ertragen. Lieber los und ledig in das Grab gehen, als eine Ehe, die solche Fesseln versprach. — Aber — ihre Schwester! — Zurückkehren nach Newyork als die Verlobte von Capitain Brown — oder gar sein Gattin! — Das war eine Aussicht, die vieles ertragen ließ. Aber! — Dies Aber wurde ihr jetzt zum ersten Male klar; — sie konnte die Probe nicht bestehen, — wenn es eine solche war. Und wer stand ihr dafür, daß

er nicht seine wirkliche Rolle spielte? — Schrecklich — ein solches Leben fortzuführen. Als sie auf diesem Punkte in ihrem Ideengange angelangt, dreht sich der Schlüssel in der Thüre und Capitain Brown trat herein.

Anna wandte sich nicht gleich um.

„Es war zu spät. Erst übermorgen wird die Anzeige erscheinen. Wollen Sie nun einstweilen ein paar Zeilen an jenen Herrn schreiben, in dessen Hause Ihr unbekannter Freund Herrn Guest getroffen haben will? — Es sieht besser aus, wenn diese Nachfrage von Ihnen kommt, als von einem ganz Fremden.“

„Ich will selbst zu dem Herrn gehen,“ antwortete Anna bestimmt.

„So!“ erwiderte der Andere kurz. „Seit wann haben Sie das beschlossen?“

„Jetzt eben.“

„Ich wünsche aber, daß Sie es nicht thun.“

„So muß ich diesmal gegen Ihre Wünsche handeln.“

„Wie Sie wollen. Sie sprechen damit ein ernstes Wort aus. — Zwingen kann man eine Frau nicht. Wenn mein Rath und meine Wünsche Ihnen nichts

gelten, — so verstehe ich das. Sie gehen also, Fräulein Anna?"

„Ich gehe. — Und sollte es mein Leben kosten, Capitain Brown, ich hielte diesen Zwang nicht aus. Gern will ich mich einem Manne unterordnen; aber wie ein Schatten neben ihm wandeln, ohne alle Selbstbestimmung, das vermag ich nicht.“

„Sie gehen also?"

„Ich gehe, — weil ich muß, nicht weil ich es wünsche. Es ist ein moralischer Zwang.“

„Gleichviel! Sie gehen. Also — hier der Schlüssel. Und nun Lebewohl!“ —

„Bleiben Sie nicht hier?" fragte sie erschreckt.

„Das wohl; ich nahm nur Abschied in Bezug auf jedes nähere Verhältniß, das Sie hiermit aufgehoben haben. — Sie sind wohl so gütig, mich wissen zu lassen, welches Resultat Ihr Ausgang gehabt. — Ich lege mich zu Bett; mir ist nicht wohl. Also — nochmals, leben Sie wohl!“ Er reichte ihr die Hand, sie legte die ihrige in dieselbe, aber mit abgewandtem Gesichte, um die perlenden Thränen zu verbergen. Langsam schritt er der Thüre zu, man hätte glauben können mit Bedauern.

Sowie Anna sich allein wußte, sank sie auf einen Stuhl und verbarg das Gesicht in die Hände. „Ich Unglückliche! Was hab ich gethan! Jetzt fühle ich erst, daß ich ihn liebe, jetzt — wo ich ihn verloren habe. Ach! Alles wollte ich ertragen, alles — könnte ich nur jene Worte zurücknehmen!“

Sie ging nicht aus. Sie blieb im dunkeln Zimmer sitzen und lauschte, was sich nebenan zutrug. Aber auch da blieb alles still. Endlich suchte auch sie ihr Lager, aber ohne von wohlthätigen Träumen gewiegt zu werden. Ihr Kopf war so schwer und ihr Herz noch schwerer. Als der Morgen dämmerte, fand sie endlich Vergessen, kaum aber hatte sich der Schlummer auf ihr Auge gesenkt, so störten sie Tritte im nächsten Zimmer und das Reden verschiedener Personen. Sie richtete sich auf und lauschte. Zu verstehen, was gesprochen ward, war jedoch unmöglich. Sie lauschte noch eine Weile, endlich aber, von einer unerklärlichen Angst getrieben, stand sie auf, kleidete sich an und schellte. Ein Diener erschien. Sie begehrt Kaffee. Nach Capitain Brown zu fragen, hatte sie nicht den Muth. Man hätte es ihm wiedererzählen können.

„Um acht Uhr bitte ich um einen Wagen,“ sagte sie.

„Ganz wohl!“ versetzte der junge Mensch. „Unsere Pferde sind ohnedies schon aus. Wir hatten einen Arzt holen lassen für den Herrn nebenan.“

Anna wurde todtenbleich. „Ist Capitain Brown krank?“ fragte sie mit fast versagender Stimme.

„Es wird wohl das gelbe Fieber sein, sagte der Gefragte ruhig. „Man bekommt das leicht.“

„Mein Gott! — Wird er denn zu retten sein?“

„Das hängt von seiner Constitution ab.“

„Wer ist bei ihm?“

„Jetzt niemand. Der Arzt kommt gleich.“

„Ich werde dabei sein, wenn er kommt. Schicken Sie mir ein Hausmädchen.“

Die Geforderte erschien. Anna beehrte von ihr, augenblicklich die Tracht einer alten Frau herbeizuschaffen und sie damit zu kleiden. Sie mußte Capitain Brown pflegen; aber er sollte sie nicht erkennen. Er durfte um keinen Preis glauben, daß sie ihm diese Sorge widme, um sich ihm dadurch wieder näher zu stellen. Sie liebte ihn und kannte daher auch das Zartgefühl einer wirklichen

Liebe und das weiblich Schüchterne, sich einem Manne aufzudrängen, der hart und ungerecht mit ihr verfuhr. Zur Unkenntlichkeit verkleidet, ließ sie sich mit dem Arzte zugleich in sein Zimmer führen als eine bestellte Krankenwärterin und trat das mühsame, verantwortliche Amt einer solchen mit vollem Ernste an. Die Gefahr der Ansteckung galt ihr wenig. Mit ihm zu sterben wäre ihr Lust gewesen, ihn zu überleben konnte sie sich nicht vorstellen. Tag an Tag reihte sich jetzt für sie in banger Sorge, und Wochen entschwanden, ehe der Arzt das Wort Hoffnung anzudeuten wagte. Als sie es denn endlich bestimmt ausgesprochen hörte, als sie erfuhr, daß er genesen würde, da zog ein Jubelton durch ihr Herz und eine Empfindung bemächtigte sich ihrer, so froh, so überselig, daß ihre Lippe flüsterte: Glückliche Anna! — Und sie war glücklich. Sie hatte das Bewußtsein, ihn gerettet zu haben, den Mann, den sie liebte!

An Herrn Guest hatte während dieser Zeit weder der Kranke noch seine Pflegerin gedacht. Die Anzeige war erschienen, daß ein gewisser Capitain Brown aus Bermuda einen Herrn William Guest ersuche, wenn er noch am Leben sei, Nachricht von

sich zu geben, und zwar in dem Gasthof zum „Fuchs“ in Neuorleans. Ungefähr acht Tage darauf hatte sich ein schlanker, blonder Mann gemeldet und gefragt, ob ein Capitain Brown dort wohne. Man hatte diese Nachfrage bejaht, zugleich aber bemerkt, daß derselbe tödtlich krank am gelben Fieber liege. Der Fremde hatte ein paar Minuten nachgesonnen und dann gefragt, ob man nicht erfahren, in wessen Auftrag derselbe sich hier befinde. Der Kellner meinte, es müsse wohl die Gattin des vermißten Herrn Guest sein, die ihn hergesandt; denn an diese habe er einen Brief auf die Post gegeben gleich am Abend seiner Ankunft, adressirt: Goldene Anker, Neuyork. Diese Auskunft war dem blonden Herrn genügend gewesen, und ohne Weiteres hatte er seinen Wagen bestiegen und den Gasthof nicht wieder besucht.

Diese Mittheilung wurde dem Kranken gemacht, als seine rückkehrende Gesundheit alte Erinnerungen erneuerte und seine Interessen am Leben wach rief. Er schloß daraus, daß irgend eine Nachricht über den Vermißten eingegangen und daß Frau Guest in Kenntniß gesetzt sei. Das beruhigte ihn. — Seine Wärterin hatte gleichfalls

diesem Berichte gelauscht; aber scheinbar ohne Aufmerksamkeit. — Auch nach Fräulein Anna Atkins hatte er sich erkundigt und erfahren, daß sie das Hotel verlassen. So war sie wahrscheinlich auch nach Newyork zurückgelehrt, wo alle drei jetzt im traulichen Familienzirkel weilen mochten, und er allein war das Opfer dieser Reise. Aber was that es? Er war ja fast genesen.

Das Zimmer blieb noch immer halb verhangen und nur verstohlen bahnte ein Lichtstrahl sich den Weg in dasselbe. — Die geduldige Wärterin wollte dem ungeduldigen Genesenden jetzt zu seiner Unterhaltung etwas vorlesen; sie schob zu dem Zweck die Gardine etwas und setzte sich hinter sein Bett, wo er sie nicht sehen konnte. „Wie albern!“ rief er verdrießlich. „Da hinten in der Ecke wollen Sie lesen, damit ich mir die Ohren aushöre! Zum Teufel! Warum können Sie denn nicht hier mir gegenüber sitzen!“

Was blieb ihr übrig, als dem eigensinnigen Patienten Folge zu leisten, umsomehr, als er diesmal recht hatte. Mit einer Art schüchternen Befangenheit setzte sie sich ihm gegenüber und wagte

das Auge nicht aufzuschlagen. Sie las; aber mit leiser, fast zitternder Stimme.

„Sie lesen vortrefflich, meine liebe Frau Giggins!“ rief der Kranke! „Aber wo in aller Welt nehmen Sie die junge Stimme her? Haben Sie irgend ein Elixir, das conservirt, so theilen Sie es mir auch mit. Ich kann es nach diesem verwünschten Fieber brauchen. Aber nicht nur für die Stimme möchte ich es; es sollte auch gleich den ganzen Menschen jung machen.“

Die Wärterin erwiederte nichts und las weiter.

„Wenn ich Sie recht betrachte, so sind Sie gar so alt nicht, als diese scheußliche Capotte sie aussehen macht. Thun Sie mir den Gefallen und werfen das häßliche Ding ab. Sie haben gewiß noch Haare, nicht wahr? Und nicht einmal grau?“

„Es ist schicklicher alt zu sein als jung, wenn man junge Herren pflegt,“ sagte Anna ohne aufzusehen und las weiter.

„Nun, nun! So schlimm sind wir jungen Leute doch noch nicht; besonders wenn wir das gelbe Fieber haben. Da möchten noch andere Schönheiten unangefochten bleiben, als die Ihrige, gute Frau Giggins, die am Ende nur passiert.

Sie sehen mich aber niemals an, bemerke ich. Haben Sie ein Gelübde gethan, die Augen nicht aufzuschlagen?"

„Ich habe es nicht um Sie verdient, daß Sie mich so necken,“ sagte die Wärterin verlegen um eine Ausrede.

„Sie sind aber auch entsetzlich prüde, gute Frau! und langweilig zum Davonlaufen. Sie haben mich vortrefflich gepflegt, ich danke Ihnen mein Leben, und hier meine Hand darauf, daß ich es Ihnen nie vergessen werde, was Sie an mir gethan.“ — — Die Wärterin hatte ihm ihre Hand reichen müssen. — „Beim Jupiter!“ fuhr der junge Mann heraus, als er die feine weiße Hand mit den langen Fingern und rothigen Nägeln hielt, — „entweder haben Sie diese Hand gestohlen, oder“ — Er richtete sich halb auf und zupfte der vor ihm Sitzenden mit raschem Zuge die Capotte ab. — „Anna!“ rief er und sank überrascht auf sein Polster zurück. „Anna! Sie hier! Sie meine Pflegerin?“

Die so Ueberraschte stand mit schnellem Entschlusse auf und sah ihm voll in das Auge, aber mit ernst wehmüthigem Ausdruck. „Sie zwingen

mich, Capitain Brown, von Ihnen zu scheiden, ehe ich die volle Beruhigung mit hinwegnehme, daß Sie genesen sind. Ich reise nun sogleich nach Newyork ab. Leben Sie wohl!"

„Sie wollen mich verlassen, Anna? Den halb Genesenen? Der, ohne Sie, durch tausend Unvorsichtigkeiten neue Uebel herbeirufen wird? — Sie haben mich dem Tode entrisen und wollen mich ihm jetzt freiwillig wiedergeben?"

„Sie können jetzt selbst über sich wachen, Capitain Brown, und Sie werden es. Ich durfte, von Ihnen ungekannt, an Ihrem Lager sitzen und Ihnen jene Pflege widmen, die eine fremde Hand Ihnen vielleicht weniger sorgsam gereicht hätte. Jetzt darf ich es nicht mehr. Leben Sie wohl!"

„Anna!" rief er, ihre Hand ergreifend und sie an seine Lippen drückend, „theure Anna! scheiden Sie nicht so von mir. Zögern Sie wenigstens noch, bis ich Ihnen Abbitte gethan für all die Unbill, die ich Ihnen auf der Reise zugefügt. Ich habe es im Stillen lange schon bereut; — denn was ich mit kaltem Herzen begann, wurde mir selbst zur Falle, und während ich Ihnen als ein unerträg-

licher Tyrann erschien, gewann Ihre Sanftmuth Ihnen mein Herz. — Wollen Sie mir verzeihen, Anna?“

„Gern! denn Sie haben mich zu einer Selbst-erkenntniß geführt, die mir für alle Zeit und Ewigkeit förderlich sein wird.“

„Und Sie wollen nicht bleiben?“

„Das darf ich nicht. Es muß ein tiefes Geheimniß bleiben, daß ich hier an Ihrem Bette Wache gehalten, und der einzige Dank, den ich von Ihnen begehre, ist unverbrüchliches Schweigen über diesen Gegenstand. Selbst meine Schwester darf es nie erfahren! — Ich wollte mich entfernen, bevor Sie mich erkannt; aber Ihr Eigensinn von heute hat alle meine Pläne vernichtet.“

Capitain Brown hielt immer noch ihre Hand und blickte halb bittend, halb forschend zu ihr auf. „Also nicht bleiben?“ wiederholte er. Es klopfte. Anna griff rasch nach ihrer Capotte und bedeckte ihr Haupt damit. — „So eben sind Herr und Frau Guest von Newyork angelangt und wünschen zu wissen, ob Herr Capitain Brown sie sehen kann.“ — „Um Gottes willen, sagen Sie nein!“ flüsterte Anna. „Segen Sie mich dieser Beschä-

mung nicht aus. Lassen Sie mich erst entfliehen und dann —"

Capitain Brown lächelte und winkte ihr, das Ohr zu nähern. „Anna," flüsterte er, „meine Braut hätte ein Recht gehabt mich zu pflegen; wollen wir sagen, daß es meine Braut war, die an meinem Lager wachte?"

Sie zitterte.

„Sagen Sie Ja? — liebe, liebe Anna! Sagen Sie Ja?"

Sie konnte solchen Tönen nicht widerstehen und wie ein leiser Seufzer glitt dies Ja über ihre Lippen.

„Sie sind willkommen!" rief Capitain Brown dem Kellner zu, der sich entfernte, während er Anna an seine Brust zog und mit einem langen Kusse ihr Bündniß besiegelte. Zwei große Thränen rollten eben langsam über ihre Wangen, als Schwester und Schwager eintraten; diese deuteten dieselben als ihnen gewidmet, aber sie irrten. Es waren Thränen, wie nur das höchste Glück sie weint; es waren selige Thränen. — „Meine gute Schwester!" rief Anna und schloß Frau Guest in ihre Arme, „ich will Dich jetzt auch recht lieben,

und vor der Sprache des Herzens soll jedes böse Wort verstummen.“ — Frau Guest sah sie verwundert an; aber bald erkannte sie, wie es gemeint war, und der Abend desselben Tages sah eine glückliche Familiengruppe um das Bett des Genesenden versammelt, wo die Abenteuer des Herrn Guest, wie sie die leere Tasche erzeugte, zu allgemeiner Befriedigung vorgetragen wurden.



Druck von Gebrüder Ratz in Dessau.

In Verlage von **Gebrüder Kitz** in Dessau ist
erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dichtung und Dichter.

Eine Anthologie

von

Ferdinand Freiligrath.

Auf feinstem Velinpapier, eleg. brosch. 2 Thlr. 15 Sgr.
Elegant geb. mit Goldschnitt und Goldpressung 3 Thlr.

Die Stellung, welche der gefeierte Herausgeber selbst unter den Dichtern Deutschlands einnimmt, macht unsererseits jede Empfehlung vorliegender Anthologie überflüssig. Das gebildete Publikum wird von dieser Sammlung, die aus Meisterhänden hervorgegangen, freudig überrascht werden. Aber nicht allein durch edlen Geschmack und künstlerische Umsicht empfiehlt sich die Auswahl Freiligrath's: was dieses Werk noch ganz besonders auszeichnet, ist der wissenschaftliche und ideelle Werth der Zusammenstellung. Während hier nämlich nach einer Seite hin alle Stimmungen des Dichtergemüthes, alle Anschauungen des Dichtergeistes vertreten sind, charakterisirt eine andere Reihe von Liedern die Elemente und die Formen der Dichtung, als solcher, wie die Persönlichkeiten der Dichter. Auf diese Weise findet der Leser hier in unmittelbar künstlerischer Gestalt verbunden: Poesie und Poetik, Musterammlung und Dichtercharakteristik. Wir brauchen wohl kaum hinzuzufügen, daß ein solches Werk eben so neu und eigenthümlich, als inhaltreich und belehrend ist.

Argo.

Belletristisches Jahrbuch

für

1854.

Herausgegeben

von

Theodor Fontane und Franz Rügler.

Auf feinstem Belinpapier, eleg. brosch. 2 Thlr. 15 Sgr.,
eleg. geb. mit Goldschnitt und Goldprägung 3 Thlr.

Dieses Jahrbuch ist weit entfernt, die in Deutschland so lange überwuchernde Almanachs- und Taschenbuchs-Literatur bereichern zu wollen. Vielmehr glauben wir mit dem vorliegenden Unternehmen ein echt künstlerisches Organ für poetische Production sowohl, als ästhetische Betrachtung zu eröffnen. Auf diesen beiden Gebieten die größte Mannigfaltigkeit der Gestaltung bei völliger Einheit des Prinzips und inniger Verwandtschaft der Anschauung zu bieten — das ist es, was dabei als wesentliche Aufgabe erkannt und erstrebt wurde. Der Lösung einer solchen, durch die sorgfältigste und umsichtigste Redaction, haben sich zwei Männer unterzogen, von denen der eine, Franz Rügler, als Kritiker und Dichter in Deutschland einen längst bewährten Namen hat, der andere, Theodor Fontane, in kurzer Zeit sich den besten und beliebtesten Balladensängern des deutschen Volks beigelegt hat.

Um sie hat sich ein Kreis von Mitarbeitern geschlossen, deren frisches, kräftiges Talent zum Theil schon glänzende Erfolge errungen. So sind wir denn im Stande, dem gebildeten Lesepublikum Deutschlands ein Werk vorzulegen, in welchem ihm auf den ersten Blick die in der Kunst so schöne Vereinigung des Erheiternden und Belehrenden entgegentritt.

